UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Wilhelm von Scholz / Gesammelte Werke

Die Balladen und Königsmärchen

LG
S3688

Wilhelm von Scholz

Gesammelte Werke

Zweiter Band der Gedichte

Germany

1920

177858.
3.2.23.

Georg Müller Verlag München

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Wilhelm von Scholz

Die Balladen und Königsmärchen

1920

Georg Müller Verlag München

Copyright 1920 by Georg Müller Verlag Akt.-Ges., München

Zueignung

Wen durchs Gewirr des umstürmten Gefühls
führt eine liebende Hand,
wem ein Licht leuchtet, das seine Blicke bannt,
daß er aufrecht geht durch Wirbel des Tagegewühls —
auch er wird irren, wird Nächte voll Reue sein,
wie Traumvergessenheit wird oft seine Treue sein.
Still dann neigt er sich dem, der im dunklen Land
ohne tröstenden Blick, ohne stützende Hand
Liebe gesucht — und Nacht, Nacht die unendliche, fand.

Frühe Bilder und Gestalten

Die Ballade

Du Zwielichtstunde!
Der Herbsttag draußen wird schon blaß und weiß,
die Häuser schimmern her wie Nebeleis,
Reifschauer ziehen hin am Grunde.

Die Schattenbäume gehn mit einem Mal
lautlos ins Dunkel.
Herrlich! du erster Lampenstrahl
aus meinem Zimmer glühst in das Gefunkel
der Zwielichtstunde.

Ich wuchs herauf aus dem ergrauten Tag
wie neuen Lichtes voll die trunkne Blüte;
ich fuhr heran mit tiefem Ruderschlag,
indes die Flut in weichem Rot erglühte,
hoch an den Felsen Abend, drauf ich nun,
groß wie ein Held nordischer Göttermythe,
indes die Wasser und die Lande ruhn,
das weite Reich tiefblauen Schlafs behüte
und über all der Menschen irdisch Tun
zu pflücken geh' die keusche Sternenblüte.

Ich trage eine Sonne aus dem Tag,

die jetzt aufgeht in stillem Segenslichte
und sinkenden Dunkels dichten Dornenhag
mannstief erleuchtet, daß ich Dornen, Früchte
und Rosen beieinander schauen mag,
aufstrahlend aus gebärendem Gedichte.

Denn dem Abend dienen alle Tage,
dem sinkenden Abend,
dem steigenden Abend,
der mit tief schattendem Flügelschlage
hinwegnimmt, was die Erde bekümmert,
der die Sternengerüste zimmert
und die Quellen zum Rauschen ruft,
zu dem der Tag, hinaufgestuft
wie eine leuchtende Tempeltreppe,
die zum raunenden Marmordämmer führt,
hinüberleitet in weißer Schleppe
den Priester, daß er die Harfe rührt . . .

Der Perser

Es steht ein Thron auf schwarzem Riesenboot;
der Perserkönig schaut ins Abendrot.
Die Wellen spülen an des Schiffes Wänden
und schaukeln es mit tausend Händen.
Ein Weib schmiegt sich zu seinen Füßen;
aus ihren Augen fleht ein weiches Grüßen.
Er stößt sie mit dem Fuße von sich fort,
und seine Lippen murmeln kalt ein Wort:
„Herrschen!"

Das letzte Abendrot zieht schnell von dannen,
die Nacht sinkt ein.
Er kann die Nacht nicht bannen,
es höhnt ihn lustiger Sternenschein.
„Herrschen!"

Im Winde flattern purpurne Gewänder,
die Eisenhand zerdrückt fast das Geländer.
Am Bord eine dunkle Welle lacht,
und glücklos bohrt sein Aug' sich in die Nacht.
„Herrschen!"

Das Weib am Boden richtet sich empor
und lehnt mit weichen Gliedern sich zurück.
Ein scheuer Blick wagt schüchtern sich hervor
— ein Sklavenblick voll Glück.

Begegnung

Gespenstisch groß wächst deine Gestalt,
fremder Wandrer, dein Lied erschallt
wie Wolkendröhnen aus dunkler Höhe herab,
deine metallene Stimme braust
über schwarze Berge, wie Nachtwind saust,
übers Meer, das uferlose Grab.

Ein funkelnder Hammer die Felsen zerschlägt,
Wolkenhände schütteln die Tannen;
der Regen rauscht aus erzenen Kannen —
Sturmluft die fließenden Ströme fegt.
Die Erde starrt stumm und unbewegt . . .

Schweren Schritts schreitet der Wandrer von dannen. —

Nordische Ballade

Das ist das dunkle Heer der Geisterkönige.
Im Gleichschritt schreitet es ins Abendrot,
den Flammentod;
die Schwerter vorgestreckt, daß von den Spitzen
des Lichtes rote Tropfen
den blanken Stahl aufglühend überlaufen
bis auf die nervigen Arme, die die Stahle tragen.

Dann wie mit einem Schlag
fliegen die Schwerter alle hoch, und glühend
wie tausend Flammen stehn sie ob dem Heer.
Und schwer vorschwankend hebt ein Chorgesang
sich wie ein schwarzer Vogel in die Luft . . .

Bis die letzte Fackel
der Sonnenknabe, der sie trug,
verlöschend in den Abgrund schleudert
und ihr noch nachschaut, wie ein Funkenregen
am Felsvorsprung zersprüht, und dann
mit einem Jauchzen nachspringt in die Tiefe —
dann in der weiten, kalten Ebene
hörst du noch dunkel, dumpf und schwer

den harten Gleichschritt jenes großen Heers,
des großen Heers der Geisterkönige,
wie es fortschreitet westwärts in die Nacht . . .

Muspilli

Einſt ſoll man auch mich verdammen!
Über glimmendes Gerölle
ſpring' ich lachend in die Hölle,
wo die großen Toten lodern,
leiden, aber nicht vermodern,
brennend in den eignen Flammen!
Ruhig mag man mich verdammen —
nichts von Beten, nichts von Bitten!
Schon auf Erden war mein Blut
zuckend heiße Flammenglut,
drin ich leuchtend längſt gelitten. —

Warten will ich auf den Weltbrand,
den die alten Sagen kennen:
Rieſenmaſtbaum, Rieſenſteuer,
auf der Flut des Segels Zeltrand
ſtreifend, wird die Flamme rennen
durch das Meer. Und heiliges Feuer
mächtig, wachſend, ungeheuer
wird den Himmel ſtill verbrennen.

Hagen

Unten wiehert ein Roß. Zur steilen Wacht
steigt Hagen. Was trägt er für funkelnde Pracht?
Heiser hat sich der Tag gekräht,
ein Felsenwind herüberweht.
Lache, du blaue Nacht.

Lorchheim schimmert noch fern am Rhein,
an beiden Ufern mit bleichem Schein
die milchweißen Häuser hängen,
die sich im Wasser drängen.

So schwer ist ihm das braune Gold,
das auf dem Schilde klappt und rollt.
Lang hat er's nun mühselig gesucht,
jetzt fühlt er, daß der Schatz verflucht.
Lache, du blaue Nacht.

Von geneigtem Schilde Gold und Gestein
platscht in die trüben Wellen hinein,
und schäumend, jubelnd greift die Flut
mit Armen nach dem kostbaren Gut.

„Nun ist es vorbei!" Ein Schein noch blinkt

von dem Gold, das langsam untersinkt.
Und Nixen drohen im Schleiertuch:
„Wohl, der Schatz zerging, doch es blieb der Fluch!
Lache, du blaue Nacht!“ –

Ferdinandea

Gurgeln. Es grollt die Flut.
In die Luft geschleudert Asche und Stein.
Beklommen wieder alles ruht.
Dann jagt die Flut
in den niederhangenden Himmel hinein.
Ein Felsen hebt sich mächtig empor.
Wassertriefend lugt er hervor
am einsamen Ort.
Und viele Wellen ziehen fort,
im weiten Kreise windlos hingetragen,
den Uferstaaten anzusagen,
daß aus des Meeres Grunde Fels und Sand
ein flutgeborenes, neues Land entstand.

* * *

„Doch mein' ich, Exzellenz, die neue Insel liegt
ganz im Bereiche spanischen Verbandes!"
„Nein, wer zuerst kommt, siegt:
wir hißten dort zuerst die Farben unsers Landes!"
„Des Meeres Herrschaft, wie bekannt,
ist unser, meine Herren, so auch dies neue Land!"
So ward gleich zu London gezankt, gefragt,
und schließlich hat man die Sitzung vertagt.

* * *

Gurgeln. Es grollt die Flut.
Schwere Wolken zusammenziehn.
Beklommen wieder alles ruht.
Dann jagt die Flut
an den versinkenden Felsen hin.
Ein dumpfes Stöhnen dringt noch herauf,
und die Wasser nehmen den alten Lauf
am einsamen Ort.
Und viele Wellen ziehen fort,
im weiten Kreise windlos hingetragen,
den Uferstaaten anzusagen,
daß auf des Meeres Grund mit grollendem Klang
das flutgeborene, neue Land versank.

Der kranke Ritter

I

Durch grellen, gelben Wüstensand
steigt müd ein Hengst im Sonnenbrand,
den abgezäumten Kopf gesenkt,
strähnig herab die Mähne hängt.
Drauf ohne allen Waffenputz,
den Helm nur auf als Sonnenschutz,
das Schwert am Sattel festgeschnallt,
eine welke Reitergestalt.
Schon lang nicht mehr folgt ihm der Feinde Schwarm.
Kraftlos hängt nieder sein rechter Arm.
„Mehr noch" – er wendet sich langsam um,
die weite Wüste liegt heiß und stumm –
„mehr noch als eurer Pfeile Gift
eure todkranke Liebe trifft!"

II

In der Burgkapelle der Lichterschein
spielt auf silberbeschlagenem, schwarzem Schrein.
Dazwischen durchs Fenster manches Mal
lugt aus wimmelndem Laube ein Sonnenstrahl.

An des Sargs Kopfende ein Ritter sitzt;
unruhig flackernd sein Auge blitzt.
Am Fußstück steht eine hohe Gestalt,
die ein weißer, blutiger Schleier umwallt.

Er starrt sie an, hebt sich empor –
„Ich liebte dich ja –" da kam es ihm vor,
als neige sich das schlanke Bild
und lächle mild.

Und jubelnd wendet er sich um:
– entsetzt und stumm
an den Wänden Ritter und Knappen standen –
„Sie hat mir vergeben, sie hat mich verstanden."

III

Da draußen jagen auf schlagenden Rossen
meine jungen, lachenden Kampfgenossen.

Die werben all um die Metze Glück;
mich wollte sie, und ich stieß sie zurück.

Die jagen ihr nach und jubeln laut,
nennen sie dumm lachend ihre Braut.

IV

Auf schnaubendem Rappen ein bleicher Held
jagt durch den Tannenwald;
vors Aug' das Visier ihm klappend fällt,
sein stäubender Hufschlag hallt.

Erschauernd reitet er in die Schlacht.
Nichts gilt ihm mehr die Welt.
Der Tod in seinem Leibe lacht
und grüßt den Bruder im Feld.

Der sieht ihn und kommt mit Freudenschrein
ihm springend entgegengerannt.
Sie treffen sich am Meilenstein
und reichen sich die Hand.

Die Felsenbrücke

Die freie Felsenstadt hängt fest,
ein sonnenfunkelnd Falkennest.
An Hügeln unten gähnt ein helles Tor,
Weinberge klettern aus der Au empor;
an Türmen, Eck' und Winkeln angeklebt,
wo Giebel über Giebel strebt,
Balkone, Treppen, Galerien;
rings Hallengänge hoch die Stadt umziehn:
bis oben tief der Felsen klafft.
Da wölbt sich wie mit Schlangenkraft
ein Bogen zwischen Stadt und Palast,
der beide Wände klammernd faßt
und mitten in der steilen Lücke
auf pfeilerlosem Abgrund schwebt:
die Felsenbrücke . . .

Heiß rötet Mauer sich und Stein,
die Fenster schicken blendend roten Schein,
der Horizont wird blau verschwommen.
Ins Eisenschloß kracht schwer das Tor,
und klirrend rollt der Riegel vor.
Ein dunkles Raunen hab' ich vernommen,
das stieg da drin die Gassen empor,
— und sah doch lange niemand kommen?
Da donnert die Brücke von Rossehufen,

ein Reiter, goldgepanzert, reitet ein;
und Frauen treten auf die Treppenstufen,
weiße Gewänder glühn im Abendschein,
vernehmlich hallt ein helles Freudenrufen
aus Säulenreihn . . .

Scheu küßt der Nachtwind Blum' und Blatt,
auf stillen Feldern wird der Nebel dicht;
da flammt's von Fackeln in der Felsenstadt,
in allen Fenstern flackert Licht.
Musik, Tanz, Geigenschall ertönt,
der Glockensang klingt tief im Siegerglücke,
und nächtlich noch von Schritten dröhnt
die Felsenbrücke.

Der Ritter

Ich war in deinen engen Armen
selig, gefesselt und geliebt,
bis sich mein Rittertum in Traum verlor.
Nun reit' ich in den Tag aus deinem Tor –
wie jetzt die Weite mir den Herzschlag gibt!

Ein freier Herbststurm über allen Höhn
und über meinem Weg zerbrochene Äste.
Tief tost der Waldbach durch den Grund. Wie schön
liegt dort dein Schloß. Ich seh' dein Tuch noch wehn,
du siehst mein Fähnlein durch die Stämme gehn.
Vorüber ist der Sommer, sind die Feste.

Traumruf und Wipfelrauschen führen mich
versonnen fort aus deinem Liebesgarten,
des Leuchten jäh im Herbstgewölk erblich.
Mit ihrem Zaubergruß berühren mich
die Abenteuer, die mich fern erwarten.

Rokoko

Im zierlich-hohen Rokokogemach
die Dämmerung aschgraue Fäden spinnt.
Lichter und Schatten an den Wänden ziehn,
tagmüde Flammen geistern im Kamin.
Ein Amorettchen, wie verschlafen, sinnt
nun längst vergangnen Zeiten nach,
wo dort auf dem Gesims, das Säulchen tragen,
die stille Blumenuhr noch ging
und alle Stunden leise ihr „ting ting"
– ganz unbeachtet – durfte sagen.
Jetzt hängt ihr Pendel still in den kristallnen Ständern,
der einst getickt in fleißig-hastigem Takt –
als manchmal der Kamin geflackt
von Briefen, Locken und von bunten Bändern.

Der große schmale Rahmenspiegel steht
ihr ernst und still wie früher gegenüber –
wie wartend. Doch er scheint ihr trüber,
seit keine Grazie mehr zögernd vorübergeht.
Recht gläsern scheint er ihr. Rings hat das laute Gold
des Staubes stiller Vorhang überrollt.
Im Ornament verdorrt sind die Bosketts.
Die Spinnen starben längst im eingestaubten Netz.
Im Dunkel bleichten mehr noch die Gobelins –

sie sieht das alte Bild, neigt sich und haucht: „Mon Prince."

Im Schloß der weißen Tür ein Glöckchen klingt: „kling kling".
Die Tür geht auf. Vom weiten Flur weht's kalt.
Ein Greis tritt ein, wohl hundert Jahre alt.
Und wieder schließt die Tür mit leisem „ting".

Rings an den Wänden sterben rot die Flammen,
der Greis stößt zitternd noch die Glut zusammen,
die fast erloschen war.
Da plötzlich steht am letzten Flackerschein
im Pelz ein nacktes Weib mit aufgerolltem Haar —
sie löst den Mantel, daß er niedergleite,
und starrt, sich wärmend, in die Glut hinein,
sieht sich dann fragend um und leer . . .

Der Greis schüttelt den Kopf und sieht beiseite:
„Der Prinz kommt heute von der Jagd nicht mehr!"
und auf dem glatten Boden schlurft er schwer,
ohne sich umzusehn, aus dem Gemach.
Verzitternd klingt es noch im Türschloß nach.

Die Wünsche

„Du bist erwählt! Ein jeder Wunsch, den du –
selbst ungesprochen noch – im Herzen hegst,
ist, eh' die Lippen du bewegst,
erfüllt im Nu.
Und mehr: sogar das bloße ‚Nein',
das du so in den Tag hinein
voll Sinnen sprichst zur Gegenwart,
hör' ich als ‚Ja' auf meine Art
zu anderem. Und ohne Grenzen
wird dir's gewährt.
Und wie es währt,
wird sich's ergänzen." –

In einen steilen Felsenhang gehauen
ist eine Höhle, bunt behängt mit Decken.
Pilaster ruhn auf eh'rnen Löwenklauen,
die sich gekrallt rings aus den Wänden strecken.
Schildblattgeranke scheint mit Märchengrauen
der Höhle Rand grünschimmernd abzudecken.
Ein Diwan in den Vordergrund gestellt,
ein Platz zum Schauen in die Welt.

Welch eine Welt! Auf zackigen Bergeskanten,
drauf weiter Schnee im Abendflimmer glänzt,
liegt wie die Sehnsucht nach dem Unbekannten
die klare Luft. Doch schimmernd abgegrenzt
ist das Gebreitete in sich so schön,
so schön das abendgrüne Tal zu Füßen.
Ein ruhiger Hauch zieht von den Höhn —
und Ruhe scheint der Silberfluß zu grüßen.

Auf jenem Diwan liegt in morgenländischer Tracht
ein Mann mit ernsten, träumerischen Zügen;
er schaut hinaus in all die Pracht
mit tiefem, innerstem Genügen.
Ein schwerer Goldkelch voll Burgunderweins
auf einem Taburett steht dicht daneben;
er hebt ihn hoch ins Licht des Abendscheins
und trinkt ihn wie ein schweres, volles Leben.

Von seinem Lager steht er langsam auf,
hinabzuschauen in die steile Tiefe
und in die steile Höh' zu schaun hinauf,
wie wenn ein trunkenes Gefühl ihn riefe.
Der ewige Zug hinab, der körperliche Trieb,
das Kraftgefühl, ihm doch zu widerstehen,
das allen Wesen tief im Wesen blieb,
er hat's in sich, er will es sehen.

Und wie er schaut vom schwindlig steilen Rand,
hebt, wie berührt von unsichtbarer Hand,
sich ein Geländer vor ihm auf –
er faßt es lächelnd, und er sieht hinauf,
Noch ist die Nacht nicht ganz hereingesunken,
noch liegen drüben Wolkenpurpurkissen
gebettet, drauf die Sonne abendtrunken
weich sinkt, um von der Welt nichts mehr zu wissen.

Er holt noch einmal seinen Becher her
und füllt ihn aus dem steinern, bunten Kruge
und gießt nach einem kurzen Zuge
ihn fließend in das Abendmeer.
Aufleuchtet in dem dunklen Wein
des Himmels roter Widerschein.
Er fließt herab ins nächtige Tal –
am Felsen anklingt der Pokal.

Zu leuchten fängt des Mondes Sichel an.
Die Luft wird kühl. Im Grund die Wälder rauschen.

Es dunkelt rings. Gefühle lauschen;
doch schon hat sie die Tat im Bann.
Aus nichts entsteht ein Wolkenheer,
umstreift den fahlen Mondschein dicht.
Schon wogt es weit, ein dunkles Meer;
aufblitzt ein fernes Schifferlicht.

Die Wogen rauschen und kommen und gehn.
Es hebt und senkt sich des Schiffes Grund;
es schlingert und stampft. Mit Spritzwellen im Bund
in die Segel die sausenden Winde wehn.
Gestrafft das Gesicht, die Augen geklemmt,
so blickt er hinaus in der Winde Pfiff,
die Rechte fest aufs Geländer gestemmt,
die Linke an seinem Degengriff.

Auf dem Deck die dunklen Gestalten rings
sind alle geschäftig. Es jagt das Boot,
eine losgekettete Riesensphinx,
durch die Wogennacht wie der Geistertod.
Aufblitzt von neuem das Schifferlicht,
springt aus den Wellen und wieder hinein.
Hinweist seine Hand und sein Gesicht —
schon näher sind sie dem tanzenden Schein.

Da löst sein Wink in den Wellenprall
einen plankenschütternden lauten Knall;
aus Wogenbergen mit Donnergewalt
ein vielfach brausendes Echo schallt.
Gleich sind sie heran an das tanzende Licht —
ein Leuchtturm ist es. Das sahen sie nicht.
Aufbirst das herfliegende Schiff
krachend auf einem Felsenriff.

In den Wellenstrudel stürzt er hinein,
ins Schaumgewoge, in wildem Sein.
In die Fluten den rudernden Arm er streckt:
„Wer trank wie ich so schäumenden Sekt?!“
Des Todes Wollust fühlt er ganz —
übers Endlose leuchtet der Sternenglanz.
Fort Wind und Wellen! Ein einsam Licht
leuchtet ihm zu spätem Gedicht.

An seinem Pult sitzt er allein,
in seinem schmalen, hohen Zimmer.
Die Uhr nur tickt gleichmäßig immer
in den gleichmäßigen Lampenschein.
Und seine Hand schreibt ein Gedicht –
doch nein. Die Hand tut es ja nicht.
Es läuft sein Blick wie lesend auf dem Bogen
und wie von selbst die Schrift kommt nachgezogen.
Zorn, Lächeln, denkendes Zusammenziehn
scheint bald zu kommen, bald zu fliehn;
und unermüdlich eilt sein Auge fort.
Jetzt hafter's, und die Schrift steht an dem Ort.
Da steht er auf, geht hin und her,
und steht und grübelt, sieht umher.
An das verhangene Fenster tritt er dann
und streift den Vorhang leicht zur Seite,
er sieht Gestalten kommen aus der Weite,
sie treten dicht an ihn heran.
Er sah sie längst in seinem Zimmer stehn
und hat an ihnen vorbeigesehn.
Und über sich selber lächelnd läßt
den Vorhang er fallen dicht und fest
und geht von neuem auf und ab.
Die Decke schaut so kühl herab,
kalt zieht es durch die Fensterritzen,
der Nachtfrost steigt herein auf eisigen Spitzen.
Er nimmt von seinem Tisch das Licht

und geht mit sinnendem Gesicht,
zur Ruhe träumend sich zu legen.
Doch die Gestalten sich noch immer regen;
er kann nicht schlafen. Nervenabgespannt
legt er sich ins Genick die müde Hand.
Da fühlt er leise weiche Frauenglieder,
ein Händchen, das ihn streichelt, zieht ihn nieder.
Aufatmet rasch noch einmal all sein Glück.
In einem Kuß sinkt schlafend er zurück.

Durch weite Heide geht sein Schritt.
Hell brennt das heiße Sonnenlicht.
Schweiß tropft von seiner Stirn. Er achtet's nicht.
Und ferne Dinge schreiten mit.
Da kommt aus einem Busch hervor
ein allerliebster, kleiner Mohr,
mit netten, kleinen Flügelschuhn,
verneigt sich vor dem Herren nun
und spricht mit jener Überlegenheit,
die wir an unsern Dienern schätzen:
„Gnädiger Herr, es scheint mir Zeit,
zum Mittagessen sich zu setzen!"
„Wie wohl mir ist," der andre drauf,
„in meinem Schweiß, der Sonnenglut!
So feurig heiß, doch langsam pocht mein Blut.
Ich fühle jeden Schlag in seinem Lauf!
Doch wohl! Schaff' eine Tafel her
und kühlen Wein in schwerer Menge,
laß durch die Heide tönen rings Gesänge
und Becher bringe, gülden-schwer!"
Und ist kaum fünfzig Schritt gegangen,
da hat sich's zu regen angefangen.
Und wie er staunend vor sich sah,
war schon der Mohr mit allem da.
Nur einen Stuhl noch mußt' er holen;
und als er den auch hingestellt,
da lächelt er so ganz verstohlen,

als ob aus einer andern Welt
ihm etwas eingefallen sei.
„Was lachst du?" „Herr, 's ist nichts dabei;
mich wundert nur, daß Ihr Euch nicht entfernt
aus Euren altgewohnten Gleisen!
Ihr habt das Wünschen nicht gelernt.
Ihr wünscht ja wirklich wie die Weisen!
Jetzt, wo Ihr einmal Eure Wünsche sprecht,
wünscht Ihr so irdisch immer nur
Halbunmögliches! Warum, Natur!
wünscht ihr nicht endlich einmal recht
und ganz Unmögliches! Nach Eurem Willen,
das wißt Ihr ja, muß sich's erfüllen!"
„Bring Schatten, Wicht,
aber verdunkle die Sonne nicht!"
Die Sonne am blauen Himmel lacht.
Es wurde Abend . . . es wurde Nacht . . .

Nun ist der gute Verstand zur Ruh'
mit seinem Kritteln, Schelten, Keifen
und sieht halbschlafend lustig zu,
wie sich die Traumgestalten greifen.
Ihn stört nicht mehr der helle Schein,
und endlich schläft er vollends ein.

Und bunter wird der tolle Reigen;
aus der Tiefe steigen
neue Gestalten,
laufen, halten,
tanzen, springen.
Dazwischen lachendes Glockenklingen.
Und sie ziehen sich aus,
tanzen nackt ums Haus.
Und im hellsten Sonnenlicht
fallen Schneeflocken dicht.
Und sie frösteln alle mit wahrer Lust
und reißen sich an die nackte Brust,
werfen sich in den dünnen Schnee
auf den Anger von rotem Klee.

Und dunkle Freude die Brust ihm schwellt:
er ist der träumende Gott dieser Welt.
Und wilder wird das bunte Spiel;
er sieht keinen Anfang mehr, sieht kein Ziel —

es wirbelt zusammen zu einem Stern,
der am Himmel leuchtet ruhig und fern.
Doch wie Raketen mit einem Mal
glänzt ein vielfarbiger Lichterstrahl,
und tausend Sterne stehn lachend da,
wo er nur einen sah. —

Sich selbst sieht er nicht mehr; er ist verschwunden.
Er sieht rings nichts als Sternenblitzen,
alles in ihm ist überwunden;
er fühlt nur noch ein riesig Besitzen.
Sein letzter Wunsch, den er voll Spott
in Seelenschweigen eingehüllt,
ward ihm erfüllt:
er wurde Gott.

Hohenklingen

Bilder und Gestalten

Die Burgen

Waldschmiede

In schwarzer Halle drei Herde rauchen;
wie Drachen die Blasebälge fauchen,
die wachend unter den Herden liegen,
daß Aschenstaub und Funken fliegen.
Drei schwarze Essen lassen den Rauch
aus der Halle dröhnendem Bauch.

Die dunkelroten Eisen glühn,
bei jedem Schlag weiße Funken sprühn,
rußige Arme zwängen die Stahle,
Schwertklingen klingen wie Becher beim Mahle.

Am Eichblock der nagelt den Morgenstern
für die Knechte. Der schmiedet für die Herrn
Flamberge, wie St. Georg einen trug,
als er den schuppigen Lindwurm schlug.
Der Bucklige mit verschmitzter Miene
setzt Panzer zusammen, Schien' an Schiene.
Ein andrer, ein wahres Ungeheuer,
biegt Hufeisen krumm im heißesten Feuer.
Die Stangen schlägt breit ein kreisender Hammer,
nietet die Schilde mit stählerner Klammer.

Die Fackel steckt lohend in eisernem Ring;
da steht der Meister und prüft das Ding,

nimmt jede Klinge, sieht über die Schneide
und steckt sie dann in die Lederscheide.

Und wie das alles hallt, hämmert, klingt,
ein junger Gesell in die Arbeit singt:

„Es gleißt der Stahl
im heißen Strahl,
die Flamme sprüht
im roten Saal;
und in Rauch und Funken glüht
die Krone,
die Krone für den König.

Der bleiche Meister, die bleichen Gesellen
stehn hämmernd um des Feuers Hellen.
Und als sie ihr gaben den letzten Schlag,
die Krone springklingend am Boden lag,
die Krone,
die Krone für den König.

Ein blonder Bursch, der jüngste Gesell,
ergreift die Krone und taucht sie schnell
ins zischende Wasser, reißt hoch sie empor
und stülpt sie sich lachend aufs linke Ohr.
Mit der Rechten den Eisenhammer er schwingt,
und jubelnd er singt:

‚Mein ist die Krone,
die Krone für den König!‘

Der Meister und die Gesellen zusammen
stehn bleich um des Feuers rotzuckende Flammen.
Der aber, den Hammer in starker Hand,
jubelt hinaus ins lachende Land:
‚Mein ist die Krone,
die Krone für den König!‘

Und fern auf seinem Königsthrone
da saß ein König ohne Krone.“ –

Aus dem dunklen Tor, das geöffnet steht,
Nachtwaldluft in die Halle weht.
Zu des Meisters Füßen spielt sein Kind
und fragt, wozu all die Schwerter sind.
Der Meister lacht: „Jung', macht dir's zu schaffen?
Wisse: eine jede Zeit braucht Waffen!“

Der Bischof

Im Tal verklang schon lang das Festgeläut.
Der Bischof gastet auf der Stammburg heut;
da ging's auf Hohenklingen lustig zu —
nun ist es still in all den Prunkgemächern;
der Mondschein liegt in weiter Abendruh'
der Hochburg auf den roten Ziegeldächern.

Noch leuchtet nur der breite Küchenherd.
Ein Spielmann sitzt, ein fahrender Geselle,
am Fensterbogen in der Flackerhelle
und singt ein Schelmenlied, von nichts beschwert.

An der Altane auch noch Lichterschein.
Ein Polsterstuhl wird schwer herausgetragen,
der Bischof kommt, den weichen Biberkragen
an seinem warmen Mantel hochgeschlagen,
winkt — und ist allein.

Zwölf Schläge dröhnen in die Nacht hinein;
da lischt am Strom das Blinzellicht im Hafen.
Die Küchenmägde gehen schlafen.
Der Spielmann sinnt noch immer in die Flammen,
die Kohlen stürzen rot in sich zusammen —

und endlich ist er auch allein.
Und über seine metallenen Saiten
wie träumend seine Finger gleiten.
„Treuloses Lieb" so hebt er an,
und sein Lied klingt fort in Märchenbann.
Sein Auge wird naß, und er singt und singt,
daß einsam die stille Nacht erklingt.

Tief unten ruhig der Rhein noch rauscht.
Der Bischof dem einsamen Liede lauscht,
das ihn leise gefangen hat.
Vor seinen Augen steht eine Stadt
mit Toren und Türmen und hohen Palästen.
Er träumt von rauschenden Kirchenfesten.
Des Mittags wandeln sie, zwei um zwei,
grüßend am Domportale vorbei.
Aber bald wird es stille Nacht,
ein Scholar noch in einsamer Gasse wacht,
singt ein Lied leise zu seiner Gitarre
und achtet, ob nicht ein Pförtchen knarre . . .

Da, wie die Töne verflogen sind,
seufzt er leise: „Mein fernes Kind."

Spuk

Mit dem Tage hat sich der Mensch vereint,
sie wollen gemeinsam die Welt bezwingen.
Und solange die lachende Sonne scheint,
mag das Werk wohl gelingen.
Aber dann, wenn das nächtige Dunkel schreitet,
im wallenden Mantel die Arme breitet,
regt frei die Welt die schwarzen Schwingen.

Wie wunderlich: es ist so still,
nichts regt sich; nur Herdflackerschein,
der das schleichende Dunkel bannen will,
fällt in die lautlosen Blätter hinein.
Übers Nebelmoor mit den blauen Lichtern
stiehlt sich ein feiner Mondstrahl schüchtern
durchs überrankte Bogenfenster ein.

Still hockt auf langem Ofenbrett,
am unsichern Herdschein, in rotem Talar
— ein Totenkopf trägt sein schwarzes Barett —
ein Graubart und nimmt der Flamme wahr.
Kupferne Henkelkessel singen.

Glühendes Glas. Retorten zerspringen.
„Höllische Geister, läutert es klar!"

Rings an den Wänden steht Getier,
steht mancher Pelz, gut ausgestopft;
Eidechsen, Schlangen, Frösche hier
in dicke Flaschen eingepfropft.
Dort in der Ecke Knochenglieder,
vom Balken hangen Vögel nieder. —
Doch leis ein Herz in allem klopft.

Da plötzlich aus der Waldbucht steigt
tropfend das Schlinggewächs ins Licht,
mit Armen tausendfach verzweigt,
die es um seine Arme flicht.
Schon deckt es rings die Wand im Zimmer,
und mit dem nassen, grünen Schimmer
umflicht es Tisch und Stühle dicht.

Erschauernd kühler Wasserduft.
Die Fische kommen auch herauf
und stellen ringsum in der Luft
dumm glotzend, regungslos sich auf,
mit Augen, die wie tote glimmen.
Von Zeit zu Zeit nur zuckend schwimmen
sie nach der Zimmerdeck' hinauf.

Ein Vogel, kopflos, ihm ins Haar,
von dem noch Blut herniederleckt.
Er regt sein zuckend Schwingenpaar;
wie ausgestopft ist es gereckt.
Husch! stoßen an das Uhrgehäuse
und an die Scheiben Fledermäuse,
die auch die Nachtluft hat erweckt.

Und mehr in jedem Augenblick:
ein großer Frosch begierig springt,
ein Riesentier mit grünem Blick,
herein. Die Scheibe klirrend klingt.
Am Boden Ratte, Iltis, Wiesel –
und eine Faust aus Kalkgerieſel
ein Kruzifix wie drohend schwingt.

Er wehrt es matt vergebens ab,
sein schlaffer Arm herniederfällt.
Der Vogel mit seinem Flügelschwapp
auf ihm die grause Wache hält.
Und durch die Stille immer nur
hört er die kreischende Natur:
„Gott grüße dich, du Herr der Welt!"

* * *

Des Morgens weiter Frührotschein
blickt durch die bunten Domfenster herein.

Schon lieſt im violetten Talar
der Biſchof die Meſſe am Hochaltar. –
Fort ſchreitet er ſtill im Feſtgewand.
Dann, als das letzte Läuten vorbei,
ſteht er allein in der Sakriſtei
und reicht der Sonne lächelnd ſeine Hand.

Auftrag

Der Bischofsgarten breitet sich
mit hoher, steiler Rampe an den See.
Weit drüben glänzt der Säntis und sein Schnee.
Bergferne weitet sich.

Durchs Gitterpförtchen geht zum See hinab
die nasse Treppe, dran die Welle klimmt;
in leuchtend grünem Licht die breite Gondel schwimmt
am Pfahl.
Gemach geht oben auf und ab
der Bischof; neben ihm ein junger Edelmann.
Der Bischof schaut den Jungen freundlich an.
„Bring' sie mir sicher her," beginnt er dann,
„der Wagen steht bereit. Gib mir die Hand!
Es wird hier Wirren geben viel im Land.
Da braucht es guten Arm und gutes Schwert.
Du hast sie! Zeig' dich deines Vaters wert;
er war mein liebster Freund!" Der Bischof leiser spricht:
„Zu andern rede von dem Auftrag nicht!"

Die Laubengänge dämmern schattenkühl
an hohen Mauern, die Moos überzieht;
kein Stückchen Himmel durch die Bäume sieht.
Die Sonne glitzert nur im Wellgespül,

das über bunte Kiesel hüpft
und blinkend durch die wenigen Lücken
tief hängenden Kastaniendaches schlüpft.
Der helle Schein in Zitterstrahlen flieht
über die Äste und die Blätterrücken.

Arme Madonna

Den Stab und die Fiedel in der Hand,
ziehen Burschen durchs Gartenland.
Die hohen Mauern weit weiß in der Sonne,
hie und da ein Bild der Madonne
an der staubigen Straße. Hoch über den Mauern
dichtgrünes Gebüsch, drin einsame Rosen trauern.
Staubig der Ranzen, staubig die Schuh',
ziehen die Burschen der Ferne zu.

Über die Büsche biegt sich ein Blondköpfchen schnell;
und zurück grüßt ein junger Gesell,
dem weit die andern vorangegangen,
die lachend lustige Lieder sangen.
Er schaut empor zu dem sonnigen Verstecke,
zu den blauen Augen, den lichten.
Da verschwinden sie hinter der Rosenhecke.
Er sieht nur noch, wie an den gebogenen Zweigen
die Blättchen wieder empor sich richten —
und geht weiter im Sonnenschweigen.

* * *

Im Kastanienschatten an der Wegkapelle
murmelt im Brünnlein von Stein eine Quelle.

Da rasten sie. Vor der Madonna im Gitter
greift der Bursche in seine Zither:

„Arme Madonna in deinem Schrein,
kannst nicht hinaus in den Sonnenschein,
mußt den göttlichen Knaben warten,
und draußen da lacht der Lenz durch den Garten,
arme Madonna!

Hörst nichts als immer Gebete sprechen;
und zum Dank, wenn du einmal heilst ein Gebrechen,
hängt man ans Gitter vor deinen Schrein
nur einen Arm aus Wachs, ein wächsernes Bein,
auch wohl ein wächsernes Herzelein —
arme Madonna!"

Ritter

Das Dunkel schwankt in schweren, festen Falten
ums Burgtor. Aus der felsigen Schlucht
ragen die schwarzgezackten Baumgestalten
empor in steiler Eifersucht,
wie Adlerflügel, die mit Schroffen ringen,
höher ins Himmelsblau zu dringen.
Das blaue Land liegt rings in duftigen Fernen,
in Sommernacht. Wie Flüsse weiße Straßen gehn.

Das Falltor rasselt nieder. Knechte stehn
im Hof, im düstern Schein von Fackelsternen,
die Pferde an beschienter Hand.
Der Fackelschein schlägt an die steile Wand.
Sie öffnet sich. Hell durchs Kapellentor
kommt Lichterstrahlen, das im goldnen Ornament
mit tausend Kupferflammen brennt.
Sie nahmen drin das Sakrament.

Ein Schatten füllt die Tür und tritt hervor;
dem Pfaffen reicht der Burgherr seine Hand:
„Mit Gottes Segen ziehn wir denn ins Land.
Und will's der Himmel, Bruder, klipp und klapp!
fällt auch für deine Kirche etwas ab!" –

Fern auf der Straße, klein, ganz klein,
ziehen unmerklich langsam Wagenreih'n. —

„Leb' wohl!" In schweren Sätteln auf den schweren Rossen
sitzen die Reiter wie aus Stahl gegossen.
In Pagenhand die Fackeln löschen sacht.
Fort trabt es durch die Sommernacht.

* * *

Pappeln und Schilf. Hart an der morschen Brücke,
wo sich die langen, weißen Straßen schneiden,
halten die Reiter. Und wie stumpfe Weiden
zeichnen die Körper sich am dunklen Himmel.
Unheimlich bleich, mit tiefer Mauerlücke,
wie einer dunklen Wunde, liegt am Hügel
ein Trümmerrest. Dahinter hält ein Schimmel.
Der Reiter, lässig seine Hand am Zügel,
späht in das Land.

Das Flüßchen fließt so still und spült
nur murmelnd um den Brückenpfahl.
Ein feuchtes Wasserduften kühlt
die Sommerluft, in die aus felsigem Tal
ein Bergwind jetzt die Flügel spannt. —

Doch nicht so dicht sind Sommernächte,
daß nicht ein Klapp im Riemenzeug, ein Scharren

auf weite Strecken Kunde brächte
von Räubern, die am Wege harren!
Und wie der erste Wagen donnernd fährt
über die Brücke, und von vorn ein Knecht
den scheuenden Pferden in die Zügel greift,
blitzt auch schon über ihm ein blankes Schwert,
das ihm um Stirn und Nase pfeift;
er taumelt auf die Straße wie bezecht. —

Die Herrenknechte stehen Mann an Mann
rings um den Wagen, und sie packen an
mit Löwentatzen. Ein Pferd liegt schon tot.
Das andre steigend wild im Riemzeug reißt,
ein Schimmel, doch vom Blute rot,
das ihm aus tiefer Mähnenwunde schweißt.

Der Kaufmann, auch ein Mann von Stahl,
und seine Knechte, Blut und Eisen!
Die Hiebe regnen Strahl auf Strahl,
die alle einen Weg nur weisen.

Des Ritters Schimmel hinten hält ein Knecht;
er zerrt am Strang, will seinem Herren nach,
der sich zu Fuß geworfen ins Gefecht,
weil vor dem Kaufmann alles niederbrach.

Des Wagens Zeltdach ist zerrissen,
und auf die staubige Straße rollt

Geräte, Kupfer, Silber, Gold,
wie es sonst ruht auf seidnen Kissen.
Und wie noch klirrend die Schwerter klingen,
zwei Knechte in den Haufen dringen,
greifen die Kostbarkeiten zusammen,
als retteten sie ihr Gut aus den Flammen.
Zwischen Kampffäuste Diebshände sich strecken,
bergen das Gold in ledernen Säcken.

Der Wagengaul, der auf die Stange schäumt
und immer wütender sich bäumt,
drängt schwer den Wagen rückwärts auf die Brücke.

Dem Ritter kocht und pocht das Blut.
„Die sind in der Übermacht," ruft er voll Wut.
Da, in dem rechten Augenblicke,
im Schutz noch von der schmalen Brücke,
ergreift er den Kaufmann mit zwei Knechten:
„Mit dir will ich schon später noch rechten!"
stürzt sich aufs Roß mit seinen Mannen —
ein Pfiff — und sie jagen fliegend von dannen.

* * *

Der Saal erglänzt von Kerzenschein.
Ein Junker singt ein Minnelied
in lauten Becherklang hinein.
Der Pfaffe schmunzelnd in den Humpen sieht,
und wohlgefällig oft sein Auge ruht
auf dem Pokale für das heilige Blut.

„Wenn für die Kirche solche Saaten sprießen,"
erklärt er lächelnd, „dann ist alles gut!"
Die neuerworbnen goldnen Krüge fließen,
und Ströme roten Weins ergießen
in neuerworbne Becher ihre Flut.

„'s war eine heiße Nacht!" der Ritter spricht.
Vom Weine rötet mehr sich sein Gesicht;
und immer neu und wieder heiß
quillt übers Antlitz ihm der Schweiß. —

Und wieder geht die Tür, durch die sie kamen —
jetzt steht vor dunklem Grund ein Bild im Rahmen:
goldrotes Haar; ein breiter Federhut,
recht purpurgrün, sitzt drauf in Übermut.
Ein Hauch von Stille durch die Reihe weht.
Des Ritters Base ist's.

„Du kommst so spät!"

„Verzeih, ich mußte mich doch schmücken
mit all den neuen Beutestücken!
Sieh mich nur an!"

Die Saphirkette fällt
um ihren nackten Hals. Im grünen Samt
des Mieders eine goldne Rose flammt.
Ihr edelsteinbesetzter Gürtel hält
in Kettchen einen Dolch in Silberscheide.
Und Faltendunkel spielt an ihrem Kleide.

So steht sie lachend da im leuchtenden Geschmeide.
Weitab vom Tisch verneigt sie sich kokett,
die Reiherfeder schwankt auf dem Barett.
Und einen goldnen Becher bringt sie aus,
den sie mit unter den Geschenken fand:
„Ein gutes Ende jedem blut'gen Strauß!"

Wie sie am Tisch sitzt, spielt mit ihrer Hand
das feiste Pfäfflein, sinnig lächelnd.
Sie aber, mit dem Handschuh Kühlung fächelnd,
blickt tief verlangend in des Ritters Auge,
als ob sie Lust aus seiner Stärke sauge.
Ihr schlanker Fuß trifft seinen Fuß,
und ihn und sie durchglüht ein Flammengruß.

Ein Knecht: „Herr, der Gefangne liegt im Sterben!"
Da fühlt der Pfaffe seine Pflicht,
steht auf, verlangt mit schwitzendem Gesicht
nach einem Licht:
„Ohne die letzte Ölung stirbt er nicht!"
und stößt beim Weggehn einen Krug in Scherben.

* * *

Der Pfaffe und der Knecht mit seinem Licht
haspeln entlang des Schlosses dumpfen Wänden.
Der Pfaffe fuchtelt immer mit den Händen:
„Ohne die letzte Ölung stirbt er nicht!"

Da liegt im flackernden Fackelschein
der Kaufmann auf dem nassen Stein.
Rührt sich sein Lid? Nein! Er ist still und kalt.
Gereckt liegt starr die riesige Gestalt.

Jäh löscht ein Zug der Fackel Flammen.
Der Pfaffe schrickt in sich zusammen,
stößt an die Ketten, taumelt, schreit,
stolpert über sein langes Kleid
und klammert fest sich an den toten Mann,
der sich des Bruders nicht erwehren kann.

* * *

Und währenddessen stehn im Morgenlicht,
das schon durch die verbleiten Scheiben bricht,
zwei Menschen, nackt und heiß, auf kalter Diele.
Sie ringen, fühlen beide ihre Kraft,
und mit der Kraft wächst ihre Leidenschaft
nach einem Ziele.

Sie kämpft jetzt allen Schmuckes bar,
weit aufgelöst das dunkelrote Haar.
Und wie ein schönes Pferd, ein rechter Jager,
schmiegt sie sich schlank. Und nun, ein wilder Schrei!
Er drängt am hohen Betpult sie vorbei
aufs breite Lager.

Der Träumer

Ein Urwald, steinern, zweigt in eine Krone
der Dom, und weitet sich zur Halle.
Die lichterlosen Kandelaber alle,
Herbstäste, starren. Und im Dämmertone
durch den steinernen Wald
ein kühles, heiliges Rauschen schallt.

Wie Feuerfliegen glühn vor Altarrampen,
als flögen sie, die heiligen Lampen;
sie schweben um der Wegmadonna Bild.
Als ob ein Priester fern den Wald durchschreite,
daß eine Seele heimwärts er geleite,
aus Nebelweiten hell das Glöckchen schrillt.
Am Boden kauert das gehetzte Wild.

In seinen Blicken übermüden Hohn,
der nachts im Schein der Zornesfackel handelt
und den ein Zauberstab doch leicht in Mitleid wandelt,
steht still der Träumer neben Gottes Thron.

Ihr schwarzen Vögel, die ihr ihn umflogt,
ihr schwarzen Segel, die ihn dort gelandet,
seht ihr, wie seine Seele zischend brandet

ins Seelenmeer, das rauſchend ihn umwogt?
Er hört ſie beten, hört die leeren Worte,
aus denen ſelbſt die Seelen jener drängen;
wie wenn am Sommertag bei letzten Orgelklängen
weit blendend ſich die große Kirchenpforte
auftut, und alle in die Sonne treten
und wortlos zu dem Gott der Freude beten . . .

Als ſie ſchon längſt den hohen Raum verließen,
ſteht er noch betend auf den Sandſteinflieſen —
der Träumer betet länger noch zu Gott.
Verſchwunden iſt ſein Mitleid und ſein Spott —
und es ward Wald. Und weit vom Himmel ſchienen
die roten Sterne leuchtend wie Rubinen,
wie Nägel, in den Bau des Alls gehämmert.
Und hoch im ſteilen Glanze über ihnen
rollt eine Welt, auf der die Sonne dämmert.

Schloßbrand

Zwei Knechte stehn im Hof. Nacht. Einer singt.
Der andre leise fragt: „Wie kam's, daß ihr ihn singt?"
und horcht ganz furchtsam nach des Turmes Fenster.

„Ich glaube gar, du siehst Gespenster!
Der Unkenbrenner sitzt jetzt fest
und hat für lange hier sein Nest!"

„Wie kam's, daß ihn die Ritter fingen,
die doch mit ihm sonst eines Weges gingen?"

„Der Bischof hat's gewollt,
der Pfaffe hat gehetzt,
und dann — falsch war sein Gold!
Da haben sie ihn festgesetzt!"

„Ich fürchte seine Zauberei,
und 's ist ein Kerl groß und stark dabei!"

„Ach was! — Er gab uns zwar recht fürchterlichen Fluch!
Allein —"

„Spürst du nicht brandigen Geruch?
Es gibt heut Wind! — Das Bischofsbanner knattert.
Siehst du den Raben dort, der durch die Säulen flattert?
Es gibt heut Sturm!"

Da packt sie's kalt.

Schwarz auf sie schreitet eine Nachtgestalt,
würgt sie und wirft sie wortlos nieder.
— — —

Sie öffnen wie gelähmt zaghaft die Augenlider
und sehn das Tor von selbst sich auftun, sehn,
wie breites Licht um jenes Schultern fließt —
„Er ist's!" und sehn ihn weitergehn.
Und rollend schwer das Falltor schließt.

* * *

Schwarz in der schwarzen Nacht das Schloß,
breit auf dem Berge Saal an Saal.
Der massig wuchtende Koloß
drückt fast den Berg als Sand ins Tal.
Da — aus dem letzten Turme schoß,
der waldwärts liegt, ein heller Strahl.
Und eine freie Flamme floß
rings um die Mauern. Leuchtend goß
sie sich wie Blut um mörderischen Stahl.

Im Elemente wallt die Wut.
Der Sturm mit feurigen, zuckenden Händen
greift tief hinein. Hoch schlägt die Glut
wie eine Flamme, die aus Purpurbränden
auflodert überm plumpen Zauberherd,
durch deren heiße Mitte zischend fährt
ein Funkenstern. Bis sie mit roten Schwingen

herniederfliegend wiederkehrt
ins rauchige Nest und rings die Kohlen singen . . .

Am Himmel loht das Flammenmal.
Durch rote Fenster glühen Saal an Saal.
Die Flamme schleicht. Die letzten Scheiben klingen,
und Rauch und Feuer mit den Pfeilern ringen.

Und wie durchs Weinlaub fließt der glühe Schein,
erglänzt hellrot die Straße längs dem Rhein.
Da schreitet einer lautlos in die Ferne,
ein grauer Schatten, der die Flamme trug
und nun von einem lohenden Sterne
zum andern wendet seinen Flug.

Das alte Marterbild an seinem Wege
er reißt es lachend aus der Erde aus.
Jetzt steht er auf dem schmalen Brückenstege
und hebt es in den roten Schein hinaus:

„Das war auch einer, dem ihr nicht geglaubt,
ein Zauberer; doch der ließ leicht sich fangen
und neigte demutsvoll sein blut'ges Haupt,
weil seine Kraft, die euch den Thron geraubt,
schon lang vor seinem Tod war heimgegangen.
Das Leid ward seiner Leidenschaft Verlangen.
Doch jene Saat, die, wandernd und bestaubt,
die Jünger säten, ist nun aufgegangen!

Den Frieden, meint ihr, hab' er euch gebracht?
und wähntet euch in schützend warmer Nacht?
Warm soll sie werden! Seht den Feuerkeim,
die Kirche soll aufflackern wie das Heim!
Hört im Gebälk ihr Flammengestampf?
Er war ein Zauberer! Und das bringt Kampf!" –
Und zischend fing die Flut das kranke Bild,
an dem Jahrhundertstaub das Blut gestillt.

Beleuchtet vom letzten, rauchigen Schein
schritt ein Wanderer in die Nacht hinein.

Im Kloſter

Der Alte

Im Mauerviereck, still die Zeit verträumend,
grün eine blühende Wildnis sprießt,
die rings ein Kreuzgang, dunkel sie umsäumend,
mit matten Dämmerschatten schlummernd schließt.

Hoch überm Tor, um dessen Sandsteinranken
der alte Efeu schlug die knorrigen Pranken,
liegt auf dem Kirchturm Abend-Sonnenschein.

Im grünbegrasten Wege geht allein,
bis an die Lenden im Gestrüpp verborgen,
ein grauer Mönch mit seinen stummen Sorgen.
Nur eine Biene seine Tritte scheuchen
aus den verheckten, wilden Rosensträuchen.
In blauem Scheine dämmernd alles fließt.
Blau sind im Buch die Seiten, die er liest:

„Die Kraft trägt in sich selber ihr Entstehn.
Kraft ist der Sonne leuchtend Niedersehn,
Kraft ist die Wärme, Kraft ist alles Licht —
Kraft drängt zu Kraft!
So sieh die Bäume streben,
die Säulen hochgestemmt sich heben,
bis an der dunklen Kraft die lichte bricht . . ."

Und wie des Himmels hingerolltes Tuch
ward dunkler blau das aufgeschlagne Buch.
Der düstre Spruch stand leer in seiner Seite.
Da sinkt des Mönches Arm.
Er sinnt. — Und wie ein Krähenschwarm
fliegen die schwarzen Worte in die Weite . . .

Er weiß, was er im Leben nicht gekannt —
im engen Hof fühlt dunkeln er das Land
hinter den Mauern in der Runde.
Vom Kirchturm schlägt die schwere Feierstunde.

Die goldene Faust

Steinpfeiler tragen stolz die holzverschälte Decke
mit all den wunderlichen Schnitzerein.
Im Schmiedegitter, wie im Buschverstecke,
steht starr ein alter Heiliger aus Stein.
Den nasenlosen Kopf er betend hebt.
Die Hände sind steif an die Brust geklebt.
Einst, als er draußen stand in Sturm und Ungemach,
da waren sie ein rechtes Regendach.
Das Wasser höhlte Züge ihm und Falten —
und weil er alles mit sich machen ließ,
ward er zu einer von den traurigen Gestalten,
die sturmzerklüftet und im Kern zerspalten,
wie auch der Wind in ihren Nacken blies,
dem Herrn den Dulderblick entgegenhalten
und ewig kraftlos ihre Hände falten.

Auf breitem Tisch klappen die zinnernen Krüge,
roten Weines voll zur Genüge.
Der Abt kritzelt im Tafeltuch.
Und neben ihm liest aus grauem Buch,
der Klosterchronik, der Alte vor,
was dem im Leben für Schicksal begegnet,
wie er geirrt und getappt als Tor,
und die Kirche ihn endlich als Heiligen gesegnet.
Im Kloster, dem er einst vorgestanden,

sie noch von ihm einen Knochen fanden,
einen Unterarm. In goldgetriebener Faust
ward er aufbewahrt. Und hat ihn auch immer gegraust,
einmal im Leben zu ballen die Faust,
ballt sie nun schon zwei Jahrhundert lang.

Der Abt läßt sie holen vom Weiheschrank
und stellt die Reliquie vor sich hin:
„Hat diese Faust nicht tiefen Sinn?
Seine Kraft, sein Willen, die schlafen mußten
und von sich selber nichts mehr wußten,
die durften nicht mit in den Himmel hinauf!
Jetzt wachen sie manchmal vom Schlafe auf.
Was! Um die tote Leidenschaft!
Spürt ihr nicht etwas von flutender Kraft?
Fühlt ihr's nicht nachts in den totenstillen
Gängen des Klosters wie fremden Willen,
der kein Werkzeug findet, keine Hand?
der leben muß, weil ihn der nicht verstand,
der ihn in sich trug?"
Und Totenstille
im Kreis der Mönche. Der ewige Wille,
meint ein jeder, streich ihm Stirn und Haar.
— — — — — — — — — — — — —
Laut lacht der Abt: „Wenn die Schwytzer jetzt kommen,
soll uns die Faust als letzter Helfer frommen!
Der Wille und die Kraft, die drein gebannt,
wir lösen sie aus der geballten Hand!" —

Ein großer Mönch, Mann, dreißig Jahre alt,
leise die eignen Fäuste ballt.

Er hat manch Schnitzwerk fürs Kloster gemacht,
doch noch nie sah er solche Pracht!
Als drauf die andern den Saal verlassen
und die Reliquie noch immer vergessen stand,
da greift er nach der goldnen Hand
und packt sie, wie Brüder sich fassen.

Er trägt sie hinauf in seine Zelle
und stellt sie an dieselbe Stelle,
wo bis heute ein Kreuz gestanden hat.
Der Glanz, der lange müd und matt
in seinen Augen schlief, flackt lohend empor.
Er lacht und weint: „Du Tor, du Tor!"

Nachts

Die Nacht streckt weit den Arm durch schwarze Gänge
tief in die Stille. Fallend tröpfelt's im Brünnlein nur,
drunten im moderfeuchten Fliesenflur.
Das Dunkel steigt hinab zur Wasseruhr.
Wie Schatten leben alle Klänge.
Fern Schritte gehn.

Der Abt vom Lager stieg.
In seiner Seele ward es endlich Sieg.
Schwer rang es drin in all den stummen Jahren,
die unverstanden mußten weiterziehn,
wo hundert Stimmen ihm im Herzen schrien
und er nicht wußte, was sein Geist erfahren.

Und vor sich selber beugt er seine Knie:
„Ich ward aus Willen und aus Phantasie!"
Das Wort trifft wie ein fremder Schall sein Ohr,
er hört's und richtet lauschend sich empor:
„Ins farbengärende Gestaltenringen
schoß Willen ein, sie mit sich hoch zu zwingen
zu einer einzigen Gestalt.
So ward ein Mensch, der ewig körperlos
geahnt, gefühlt, emporwuchs riesengroß.
Ein Stamm überm Nebel, der niedrig wallt,

erhebt sein Haupt, viel hundert Jahre alt.
Ich schuf mich selbst und ward!
Der Feuerfluß der Seele ist erstarrt;
und so erkenn' ich mich: was aus dem irdischen Gewühl
mich trifft, den kleinen Menschen, den ihr kennt,
klingt fort als tausendjähriges Gefühl
in jenem Wesen, das kein Name nennt."

Die Faust sich um den Stuhlknauf dreht.
Es knarrt das Holz. Vom Pfosten Grauen weht.
Er hebt sich — und in feuchtem Glanz
er selbst, ein Riese, vor sich steht.
Er muß sich folgen, wie er vorwärts geht,
und geht bewußtlos wie in heiligem Tanz.
Er schreitet sacht, als ging' er tief in sich.
Wie rings des Ganges Mauer um ihn wich —
— — —

Fern hebt sich steil ein dunkles Haupt
ins Klosterfenster. Der die Faust geraubt,
stand auch des Nachts von seinem Lager auf.
Er trug die Faust wie eines Schwertes Knauf.
Und wie er durch die stillen Gänge ging,
ein Zittern sich an seinen Mantel hing.
Da blieb er stehen. — Reglos harrt
er an der Treppe wie erstarrt.

Und weiter durch die Mauern schlich
der Abt und wuchs und wuchs in sich

wie eine schräge Flamme. Höher schweift
die Hand, die fast das Kreuzgewölbe streift.
Da — langsam nach der goldnen Faust sie greift;
denn lange sah sein leerer Blick sie blinken.
Doch wie er sie berührt — ein geller, heiserer Schrei,
ein taumelndes Zubodensinken . . .

Schon kommen Mönche raschen Schritts herbei
mit Fackeln. Und im grellen Schein
liegt ohnmächtig der Abt, die Hand
geklammert am Geländerstein,
die Augen starr gebannt.

Sonst sehn sie nichts.

„Eine von seinen Grillen!"
sagt dort der Dicke mit dem breiten Kinn.
Sie führen ihn zurück. Schwer tappt er hin
und murmelt etwas von dem fremden Willen.

Sehnsucht

Ein junger Mönch sitzt stumm in seiner Zelle.
Sein Blick nach Süden bricht sich an den Bergen.
Was wollt' er vor der großen Lebenswelle
so zeitig seinen Nachen bergen
und immer träumen nur?

— — — Zypressen stehn.
Ein Westwind streicht lind durch das Piniengrün.
In Abendglut die weiten Haine glühn.
Weltferner Himmel schaut durch die Alleen.
Von Marmorstufen aber rinnt die Zeit.

Ganz oben auf der hohen Treppe liegt
noch Abendrot. Da sitzt in weißem Kleid
ein Weib an eine Säule hingeschmiegt —
wie Marmor. Leben kränzt nur ihre schwarzen Locken
mit violetten Blütenflocken.
Und doch! Ist sie von Michelangelo
gezaubert an den Fuß der Säule, lebensfroh
und überlebensgroß? — Sie lauscht des Wildes Rufe.
Ihr Saitenspiel glänzt auf der Marmorstufe — —

Er starrt hinaus ins unverstandne Land.
Kein Duft, kein Silber. Rauher Herbsttag spannt

stahlklaren Himmel von der steilen Häuserwand
über den Fluß zum Bergesrand.

* * *

„Mein Bruder, komm und steig mit mir hinauf.
Droben geht dir die Seele auf.
Du sollst die Ruhe in den Sternen finden!
Das macht die Seele kalt und klar
und läßt uns alles überwinden,
was ist, sein wird und war!
Noch geht Minuten unserer Herzen Schlag.
Lösch' deine Lampe, laß den Himmel ein!
Schon mißt er einen Weltentag —
die Jahre schlummern ein.

Und durch die Lüfte, durch die sausenden,
hörst du den Sterngesang, den brausenden,
wehn aus der fernsten Ewigkeit.
In Millionen von Jahrtausenden
schlägt jetzt dein Herz den großen, grausenden,
metallnen Rhythmus der Unendlichkeit.

Du hast geliebt und deine Liebe log,
die dich wie alle Welt betrog,
und willst nun nichts als beten, Knabe?

Sehnst du dich aus der Herrlichkeit der Kraft,
dem Manneslenz in Mark und Saft,
so frühe schon zu Grabe?

Der Wind faßt meine schwarze Kutte an
und wirft sie mir als Zaubermantel um.
Sei stumm!
Schon stehen wir im großen Bann.
Fühlst du, wie der Glockenstuhl schon schwebt?
Hörst du, wie klingend die Glocke bebt?
Die Baumwipfel sinken,
die Lüfte trinken,
nur Sterne blinken.
Willst du mein Gesell und Genosse sein?
In Ewigkeiten steigst du hinein.

Da taucht vom klaren Himmel der Sturm.
Erdhände heben langsam den Turm.
Des Jünglings Auge wird stier und groß.
Sterne sprühen in seinen Schoß.
Ans gotische Zierat klammert er an,
durchs schmale Luglоch stemmt er sich dann,
klettert, hat die Turmspitz' im Arm —
so jagt er durch den Sternenschwarm.
Keinen Weltfunken sein Auge verlor,
Schauer ihn streifen.
Wilden Augs starrt der Abt empor.
Der droben breitet die Arme weit,
um die Sterne zu greifen,
springt — und stürzt in die Ewigkeit.

Der Andre schlägt den Mantel ums Gesicht,
lacht gell hinaus ins Sternenlicht
und murmelt — die Stiege kracht und knarrt —:
„In der Erde wird nur die Leiche verscharrt!“ —

Klosterkampf

Die Schwalben fliegen niedrig. Alles matt.
Wie Schweigen über einer Opferstatt.
Reglos im müden Weinlaub hängt das Blatt.
Im Hofe steht der Mönche stumme Schar,
Männer in blondem, braunem, grauem Haar.

Mit einem Lanzenschafte kommt der Abt;
ans Lederwams ein Schwert ihm klappt:
„Ungläubige Priester ziehen durch das Land.
Sie schüren einen großen Brand.
Und ihnen willig ist die pfluggewohnte Hand,
die gegen ihre Herrn sich kehrt
und arbeitsmüde sich krallend um Waffen spannt.
Ein jeder brauche gut sein Schwert,
weil leicht der Blitz von Kreuz zu Kreuze springend fährt.
Holt euch die Schwerter! Wenn an Ostens Rand
die Sonne morgen wiederkehrt,
bedarf es unsrer!" — — —

Und die ganze Nacht
stieg in der Kirche durch das Lichterschwelen
ein Hochgesang aus rauhen Männerkehlen.

Am Rheine drüben hat der Abt gewacht.

* * *

Hoch übers Klostertor, das fest verrammelt
dröhnend den wuchtigen Schlägen widersteht,
wogt wild der Kampf. Die Nachhut ist versammelt
ums Kirchenbanner, das im Hofe weht.

Fünf stehen oben an des Tores Rand,
auf hergerollten Fässern, hohen Tonnen.
Hieb fährt auf Hieb aus nerviger Beterhand,
als ging' es um Marienwonnen.

Zehn andre kämpfen kniend an den Scharten,
durch die, weg über vorgeschleppte Stühle
und Tische, ihren Weg die eisenharten
Landfäuste bahnen wollen im Gewühle.

Vom Schwert getroffen stürzt der eine schon
und überrollt sich schwer im Gras.
Drei andre klettern nach, von seinem Blute naß,
mit blanker Streitart zahlen sie den Lohn.

Wie herrlich kleidet heute sie das knappe
Kriegswams und ihre wilde Wut!

Die Panzerhaube sitzt dem Abt so gut,
als wär' es seine Sammetkappe.

Geschrei, Lärm, Dröhnen, Waffenklirren
dauern, bis Nachtwind durch das Flußtal saust.
Nicht Mönch, nicht Bauer ist zu kirren.
Ein kalter Ruf: „Wo ist die goldne Faust?" . . .

Da — durch dunkle Pfähle sicher schnell
gleitet auf rabenschwarzer Flut ein Kahn
— schwer weiter schwimmt die weite Wasserbahn —
ein leiser Ruf: „Bist du's, Gesell?"

„Ja!" Dicht legt an die Pfähle das Boot.
Mannshoch über Wasser im Kellertor
strahlt eine Fackel, glühdunkelrot;
zwei Arme strecken die Leiter vor.

Sie senkt sich in das Schiff. Im Stahlgewand
steigt eine große Mönchsgestalt herab;
aus ihrem Mantel blitzt die goldne Hand.
Vorbiegend stößt der Schiffer ab.

Und wieder sicher, pfeilgeschwind
schießt durch die Pfähle hin der Nachen

stromabwärts wie der Wind —
schon hört man dumpf das Tor zerkrachen.

Die schwarze Brücke dort erhebt sich steil.
Das Boot schießt durch. Die Fackel oben lischt.
Fluchen und Schrein. Und schwirrend fliegt ein Pfeil,
der hinter seinem Boot ins Wasser zischt. —

Stadt und Land

Reformation

So dunkel bunte Fenster hat der Dom,
damit, wenn draußen die Sonne lacht,
der Menschen kleine Windlichterpracht
nicht lösche ihr Feuerstrom.
Die Sonne verschwendet ihr Licht an die Welt.
Drum schuf man dem Volke die bunte Nacht,
die der Priester gemessen erhellt. —
In den Bänken kniet dunkel die Menge dicht.
Auf der Altarstufe im Kerzenlicht
steht der Priester und betet lang.
Auf Weihrauchwolken steigt dünner Gesang
und übertönt die große Stille nicht . . .

Wellen spielen am Sonnenstrand.
Weiße Obstblüte steht weit im Land.
Im Kreuzgang, der sich hallend dehnt,
wartet, an steinernen Pfeiler gelehnt,
in Bauerntracht verkleidet, verstaubt,
ein Gläubiger, der nie geglaubt,
der Abt.
Mit schnellen Schritten, im schlichten Ornat,
kommt der Bischof den sonnenleeren Pfad.
Der Abt verneigt sich tief, wie um den Segen,
der Bischof hebt im Weitergehn die Hand.
Er sah doch jenes Lippen sich bewegen . . .

da bleibt er stehen wie gebannt,
sieht in die harten Züge sonnverbrannt:
„Vertrieb man dich um deiner Sünden willen?"

Jäh blitzt es auf in jenes totenstillen,
jetzt leeren Augen wie verhaltner Groll.
Er murmelt dumpf: „Es kommt, was kommen soll!"
und reicht dem Bischof ein beschmutztes Pergament,
drin eine Schrift wie lauter Flammen brennt.

„Hier warte!" Und der Bischof geht hinein
und liest bei eines Seitenaltars Kerzenschein.
Liest, geht die Zeilen wiederum zurück.
Schwer wankt und schwankt das Kreuz vor seinem Blick.
Die Erde bebt, die tausend Jahre stand.
Am Weltbau rüttelt eines Mönches Hand.
Schickt Gott, der Herr, die Häresie als Lohn
für Kirchensünden, will er strafen? drohn?

Der Abt lehnt wartend fern.
Der Bischof aber beugt sich nicht dem Herrn.
Die Linke stützt er fest auf den Altar
und hebt sich vor sich selber groß;
denn tief, da, wo die Zweifel ruhen, fühlt er klar:
die Zeit ringt sich aus Gottes Fesseln los!

Politik

Das will auch immer schlechtes Wetter bleiben.
Einförmig Grau, das endlos sich vertieft!
Seeregen prasselt an die Fensterscheiben,
der nasse, graue Sandstein trieft.
Vom überspringend krummen Regenrohr
platscht vor den Fenstern Wasser hell herab.
Weit ist die Straße überschwemmt davor,
lehmgelbe Gossen spülen lärmend ab.

Der Bischof blickt vom gotisch-hohen Pult
ins Wetter, und voll Ungeduld
zur Pforte oft. Ein Edelmann tritt ein.

Er zieht ins Fenster ihn, das hochgeschweift
zum Flusse zeigt, weist nach dem überschwemmten Rhein.
Ein schwerer Kahn die Brückenpfeiler streift.
Bohlen und Pfähle hat das Wasser schon
hinweggespült. Die Pfeiler unbewegt,
die steinernen, nur stehn in Trotz und Hohn
der Hochflut, die um sie die Arme schlägt.

„Dem Kaiser sage, daß die große Flut
jetzt alles niederreißt im Rhein.

Der Stein nur zwängt sie noch in alte Bahnen ein.
Dem Kaiser sage: Menschen sind nicht Stein!
Mein Rat ist, daß für Gut und Blut
Recht und Gesetz nur noch allein,
ein Steindamm, zwingen kann die drohende Flut!"

Rüstung

Den eh'rnen Brückendrachen klafft das Maul.
Ein Fuhrmann führt zwei große Bronzestücke;
mit starken Hufen stampft sein schwerer Gaul
die überbaute, dunkle Bohlenbrücke.

Im überhellen, breiten Mittagslicht
rollt langsam sein Gefährt durch hohe Gassen.
Er hockt auf dem Geschütz mit schmunzelndem Gesicht.
Die Zügel hat er sorglos fallen lassen.

Ein sommergrüner Stadtkastanienbaum
wirft auf den warmen Marktplatz scharfe Schatten
und stört das Licht im müden Mittagstraum
am Rathaus auf den Sandsteintreppenplatten.

Jetzt steigt der Mann faul, schwer von seinem Bock,
zieht ein verknittert Pergament hervor,
lehnt an das Regenrohr den Peitschenstock
und rührt den schweren Klopfer rechts am Tor.

Das Tor rollt auf. Er tappt hinein. —
Indessen steht, den strähnigen Kopf gesenkt,

sein heißes Pferd im hellen Sonnenschein,
in den Kastanienblätterschatten hängt.

Schon kommt er wieder, klopft sein müdes Roß,
schnallt am Geschirrstrang, setzt sich auf den Bock;
sechs Knechte, handfest, derb, in buntem Rock,
kommen ihm nach. Und klirrend schließt das Schloß.

Der schwere Wagen rumpelt weiter
und stößt und poltert auf dem hellen Stein.
In eine enge Gasse biegt er ein,
und lachend folgen ihm die sechs Begleiter.

* * *

Im alten Steinturm auf der Warte
ist's ruhig wieder. Weiter, heller Schein
lugt friedlich durch die überrankte Scharte.
Am Mauerpfad das Holzbild der Madonne,
die Grabenbüsche, die aus moosigem Stein
aufwuchern, liegen staubig in der Sonne.
Zwei dunkle Schlünde gähnen wie erstarrt
ins stille Blau, das Sommerwärme träuft.
Daneben Kugelsteine aufgehäuft,
ein Steinberg, der auf Eisenfäuste harrt.

Am Eichenbalken unterm niedern Dach
lehnt noch ein junger, kräftiger Geselle

und schaut, als sinn' er fernen Dingen nach,
wehmütig in die milde Helle.

Den Hammer hält er lässig in der Hand,
mit dem er just noch am Gestell gezimmert,
und rührt an des Geschützrohrs eh'rne Wand,
daß sie mit leisem Klingen wimmert,
so wie ein Sterbeglöcklein klingt.

Der Ton wellt in die Landschaft still hinein
und schreckt den Falter nur, der leichtbeschwingt
schon weiterflattert in den Sonnenschein.

Der Herold

Das Abendrot ist hoch hinweggeschieden.
„Auf, eile, Herold, bring' den kaiserlichen Frieden,
Recht und Gesetz dem Volk! Die beiden besten Reiter
des Dorfs und unsere schnellsten Rappen
geb' ich dir mit als Wegbegleiter!"
Sie traben ab, hart ihre Hufe klappen.

Am Dorfrand fahren Heu zwei starke Stiere.
Vorbei! Hell über Felder wiehern ihre Tiere.

Der Herold vorn. Die beiden hinterdrein.
Die tuscheln sich Geheimnis in die Ohren.
Auf grauen Wiesen liegt wie traumverloren
Nachtfrieden schon. Weiß glänzt der erste Meilenstein.

Da plötzlich, wo ein Feldweg links sich biegt,
auf einmal jagen beide nach der Seite —
dunkler Staub wirbelt auf; die Satteldecke fliegt —
sie sind verschwunden in der Weite.
Der Herold wendet um,
setzt an; sieht, sie sind nicht mehr einzuholen.
Er hält. Es ist zu spät zurück. „Bleibt mir gestohlen,
ihr Schufte!" Und reitet weiter stumm.

Noch liegt am Himmel Sommerdämmerschein.
Die Wälder ragen schwarz an ihn heran.
Er reitet still — und starrt die Straße an —
in felsenkaltes Bergland ein.

Nacht wird's in dunklen, dichten Bäumen.
Er reitet Trab und reitet tief in Träumen.
Und plötzlich ist er aufgewacht —
jetzt schreitet sacht
sein Wegroß steiler zu den Bergessäumen.

Eben geht's wieder. Seines Rosses Hufe
schallen schneller durch die Rauschestille.
Ihm ist, als hör' er ferne Rufe —
und wieder leise rauscht die nahe Stille.

Er schrickt zusammen. Trappeln vor und hinter sich.
Im hellern Wegloch sieht er steil und groß
ein Reiterbild, fortreitend, schauerlich,
fast wie entstiegen rotem Höllenschoß.
Er hält. Der Reiter hält. Auch hinter ihm ist's still.
Seine Zung' ist gelähmt, wie er rufen will.
Er reitet Schritt. Der auch. Er trabt von neuem an.
Und vorn und hinten trabt es wieder dann.

Jetzt engt der Weg, der aus dem Walde tritt,
in heller Nacht an einer Felsenspalte.

Die beiden reiten immer mit.
Ihn packt's wie eine eiseskalte
Mannsfaust. Schon hat der erste umgewandt,
sprengt her. Ein Schwert schwingt eine schwarze Hand.
Hinten klappt klirrend ein Visier ins Schloß.
„Halt!" und „Zurück!" Es steigt sein Roß.
„Ich bin des Kaisers Herold, der den Streit
verhüten kommt!" „Wir kennen dich!"
Schon stürzt sein Pferd und sperrt die Zähne weit.
Der Reiter schlägt den Kopf an einen Stein.
Die Sinne schwinden ihm. Und hinter sich
hört er nicht mehr die Felseneule schrein.

* * *

Erwachend regt er die beschienten Glieder,
das Panzerrasseln gibt so dumpfen Klang.
Wie ungeheure Tiefe hängt es nieder,
ihm ist, als stieg' sein Seufzen stundenlang.
Da — in unendlich ferner Höhe Licht.
Und zu dem Lichte ragen wie ein Rohr
die runden Mauern steil empor.
Er unten überschätzt die Höhe nicht.
Und leise tönt es wie ein Lied,
das droben eine Frauenstimme singt.
Sein mehr und mehr erwachend Auge sieht,
wie eine breite Brüstung überspringt,
darüber eine blaue Ampel schwingt:

„Singt das alte Lied der Sturm,
singen mich im festen Turm,

wollen draußen in wilden Horden
sengen, brennen, rauben, morden.
Muß ich gefangen in Kerkermauern
träumen und trauern!"

Und wieder still und dunkel wird es bald.
Dann Stimmgewirr und Männerschritt erschallt.
Fackeln. Über der Brüstung steinerne Knöpfe
strecken sich geballte Hände,
beugen sich weinerhitzte Köpfe.
Flackernd brennende Pergamente
flattern aufrauchend, die Wände streifend,
wie im Fallen einander greifend,
den Turm herab.

Die droben sind lachend geschieden.
Der Herold liest auf den verbrennenden Blättern
noch in des Kaisers markigen Lettern:
„Ich will den Frieden!"

Reifer Sommer

Die Peitsche pfeift, es klirrt der Sporn,
die Renner streichen durch das Korn,
das im Sommerwinde wogt und wellt.
Ein Schuß. Aus heißem Sattel fällt
der vorderste Reiter ins gelbe Korn,
rotblutend ins gelbe Korn,
das im Sommerwinde wogt und wellt.

Die Hufe trommeln, die Schollen fliegen,
Rufen, Blitzen, Wiehern im Wald . . . und tiefe Stille . . .

In der Ackerfurche dort bleibt er liegen,
die Lippen brechen, sprechen: „. . . Dein Wille —"
Im Bügelriemen noch hängt sein Sporn;
und neben ihm auf sonnenhellem Feld
rauft noch sein Gaul im hohen Korn,
das im Sommerwinde wogt und wellt.

Die Schlacht

Die Felder weiten sich vor Wall und Hügel.
In heißer Stille harrt die Schar, die glaubenswilde.
Hoch über ihnen wiegt den schwarzen Flügel
die Kreuzesfahne mit dem Gottesbilde.

Wie flammt das breite Heer heran!
Die ungeheure Flamme schleicht
weit übers Kornfeld, Mann an Mann,
wie übern Wald der Waldbrand keucht.

Es wärmt die Panzer Sonn' und Blut,
das hinter Panzerringen klopft —
und loht, wie Feuer in Sonnenglut,
wo's aus zerschoßnen Gliedern tropft.

Die Kugeln schlagen dicht herein.
Und wen sie blutig mit sich zogen,
der taucht sich in des Kornes Wogen
und schlummert ein.

Gleich kommen sie am Wegrain an —
die halbverdeckten Riesen schreiten,

wie wachsend aus den wunderweiten
Wogen des Feldes, groß heran.

Kampf. — Nur das dunkle Banner steht —
schwankt schwer und schwarz vor und zurück.
Das Tuch zerfetzt über den Kämpfern weht.
In seinen Flatterschatten bohrt ihr Blick.

Und Fäuste krallen sich in wüster Kraft
aus dem Gewoge um den steilen Schaft.
Er steigt und sinkt und hebt sich schwer,
ein Wettermast auf sturmgepeitschtem Meer.

Ein riesig Grabkreuz starrt er jetzt empor
hart in der Mitte überm blut'gen Wahne.
Grad unter ihm klafft weit das Todestor —
und leise lacht der Gott auf seiner Fahne.

Die Flucht

Was jagt ihr noch ins Land hinein? –
Euch folgt kein Feind. Am Saume ferner Wälder
loht einsam sein Wachtflackerschein;
ihr hört nicht mehr die Stundenrufer.
Dann lagert Nacht im Gras der dunklen Felder.
Dann rauscht der Strom durch steile Ufer,
die jetzt kein Pferd mehr niederklimmt;
durch seine Wellen kein Feind mehr schwimmt.
Und dann den Weg in breite Arme nimmt
ein neuer Wald, durch dessen Wipfelhelle
das harte Jagen eurer Gäule scholl.
Nun graue Felder wieder Well' an Welle.
Hier rastet an der Wegkapelle!
Die toten Mauern sind schwermüt'gen Segens voll.

Im Wehen weit die Nüstern wittern.
Die Pferde stehn. Ihre Knie zittern.
Der schwarze Hengst nur vorn am Grabenrand,
des Huf heut manchen niederschlug,
wiehert mit hochgehobnem Kopf ins Land,
als fühl' auch er befreit: es ist genug!

Die Männer in Schlaf gesunken sind.
Der Rappe wiehert in den Morgenwind.

Sein Reiter, schauernd, im Sattel steil,
erwartet betend den ersten Pfeil –
Sonne, Sonne, send' ihn geschwind!
Aus tiefer Wunde das Blut ihm rinnt.
Wie Wahnsinn war's, was ihn weitertrug,
als still und stiller sein Herzblut schlug:
er will noch dem Morgen winken . . .

Und wie die Krieger, die gestreckt
schwer schlafen in den Bänken der Kapelle,
die sie vor Tagen erst in Brand gesteckt,
des Morgendämmers erste Helle
mit mitleidlosen Händen weckt –
wie einer dort sich taumlig reckt
und vor dem Schein an jener Stelle,
die er mit Priesterblut befleckt,
emporgerichtet niederschreckt –
da lodert schon mit roten Purpurbränden
der Tag auf dem zertrümmerten Altar,
den die verkohlte Stickerei bedeckt.
Zerbrochene Scheiben glühn im Fensterpaar.
Über die Bänke steigt die Flamme dann
wie Fackelbrand in unsichtbaren Händen
und zündet ringsum an verrauchten Wänden
ein lohend Sonnenopfer an.
Landweithin loht die nebelrote Erde.

Vorüber ist die kurze Rast.
War's nicht, als ob man fern Signale blase?

Sie stehen auf in stummer Hast.
Schnell an die Pferde!
Der Führer und ein Pferd liegen im Grase.

Fort geht es über Tal und Hügel –
und sie sind sicher wohl geleitet,
denn mit dem ersten Reiter reitet
und rauchgeschwärzt doch segnend breitet
ein goldner Engel seine Flügel.

Auszug

Ein neuer Glaube zog halbzweifelnd ein.
Entschieden ist der Kampf. Der Bischof geht.
Die Mönche folgen ihm in stummen Reihn,
und vor ihm her das Kirchenbanner weht.
Weit auf der Flut liegt grauer Morgenschein.

„Ich will nicht Krieg!" Das war sein Wort.
„Steckt ein das Schwert und seid nicht Schergen!
So sprech' ich wie der Herr und ziehe fort.
Im Bischofsmantel will die Hand ich bergen
am Herzen, die sonst Segen gab.
Noch einmal segn' ich euch. Ihr wollt es nicht?
Vergönnt es mir!" — Die Menge dicht
schwieg wie das Grab.

Und schweigend hob der Bischof seinen Stab
und stieg auf schwanker Planke in den Kahn,
der wie ein schwarzer, königlicher Schwan
auf stiller Flut, die rings ihm untertan,
in Ketten noch am Hafen stand.
Ein fremdes Mädchen ging an seiner Hand.
Die Wellen klatschten an die Landungsbrücke.
Schon trug man in den Kahn die heiligen Kirchenstücke.

Und all die Mönche stiegen in den Kahn
und faßten schwer und plump die Ruder an.
Die Kette wird gelöst; hoch in die Uferlücke
die Welle schlägt, wie wankend in die Weiten
das schwere Schiff beginnt zu gleiten.

In seinem Kielgewell folgen auf andern Kähnen
mit den Prälaten, Domherrn und Kaplänen
die wenigen Gläubigen.
Mit starken Sehnen,
die sich aus Kuttenärmeln streckten, flog
das Bischofsboot. Still vor dem Bischof zog
sich nordwärts das Gewölk. Und leuchtend schoß
das Schiff entgegen einem stillen Schloß,
das Felsen, die aus ihrem Spiegel ragen,
senkrecht mit Türmen, Brück' und Tor
über den Landenden empor
bis an den Scheitelpunkt des Himmels tragen.

Der Bischof lächelt: „Wohl! Das Nest ist klein.
Der Herr nur weniger Treuen werd' ich sein,
doch nah den Wolken und mit Gott allein."

Frieden

Vorüber schritt der Krieg im Stahlgewand.
Von fern schlägt noch sein Fackelrauch ins Land.
Ein jeder Wind, der weht, trägt weit von Trümmerhügeln
Wolken von Aschenstaub auf müden Flügeln
und schüttet sie auf Blum' und Blatt,
auf weiße Wege, auf den Platz der Stadt,
treibt sie dem reinen Morgenrot entgegen.
Wo er im Regenland gerastet hat,
stehn schwarze Lachen auf zerfahrnen Wegen.

Von all der Menschenöde hergelockt,
an stillen Straßen, auf zerbrochnen Rädern
der Krähen faules Diebsvolk hockt
und kraut sich seine struppigen Federn.
Vorüber karrt ein Ackergaul,
es raschelt schmutziges Stroh im Leiterwagen.
Sie fliegen auf mit schlappem Flügelschlagen
und plumpen in die Furchen faul.

Wie lange schon verstummt ist nun der Kampf?
Es ist sehr still. Kein Schrei'n, kein Roßgestampf,
das nur das überreizte Ohr noch hört.
Die Hitze zieht ins Land wie weißer Dampf.
Kein Sensenklang den stillen Herbsttag stört.

Im Walde kniſtert's in den buſchigen Hecken,
wenn ſich zerknickte Äſtchen aufwärts recken.
Am hohen Himmel ſcheuer Storchenflug.
Und auf den tief durchfurchten Ackerſtrecken,
drin Pfähle noch und Lagerpflöcke ſtecken,
blitzt hie und da ein Pflug.

Schloßbau

Ein Zimmern schallt vom Hohenklingen.
Noch stehn die Mauern schwarz vom Brand.
Doch unerschüttert, Wand an Wand,
ragen sie trotzig in das Land
aus ihren grauen Mauerringen.
Und wahrlich alle Steine klingen!
In leeren Fensterbögen schwingen
Werkleute hart die Hammerhand.

Bald geht es an des Daches Sparren.
Den Berg hinauf ziehn schwere Karren.
Es hallt und hämmert durch den Wald,
Axt, Säge, dumpfes Fallen schallt.

Im Hofe unterm Trümmerhauf
liegt leer ein riesig Eichenkreuz, darauf
zurückgelehnt des Baues Meister sitzt.
Sein Schlapphut deckt nicht ganz die schwindende Tonsur.
Doch dreht er seinen Kopf, kein Priesterauge blitzt;
so klar und ruhig schaut ein Werkmann nur.
Er streicht sich übers Haar und fühlt mit leisem Groll,
die Stelle ist noch immer nicht ganz voll.
Da, dort ruft in die Arbeit er,
den Plan auf seinen Knien, und drüber schwer
die braune Hand mit Zirkel, Glock' und Maß.

Und wie er so noch säumend saß,
begann dort im Gebälk ein Disputieren droben.
Schon hat er seine Faust erhoben
und steht im Hofe, wie ein Pfeiler groß,
und droht: „Zum Teufel, was ist los?!"
„Ein Balken fehlt!" Er lacht: „Da nehmt das Kreuz!"
Der Knechte mancher zupft an seinem Rock,
sie packen zaghaft an, ein jeder scheut's.
Da greift er eine Axt vom Eichenblock
und schlägt mit sausend scharfen Hieben,
schier blitzgleich fliegt das Beil herab,
daß Spän' und Splitter rings zerstieben —
und schlägt dem Kreuz die beiden Arme ab.

„Da ist der Balken!" Und sie heben ihn,
umwinden ihn mit Stricken und sie ziehn
ihn ins Gebälk; er wird damit verbunden;
sie keilen ihn hinein mit breitem Schlegel.
Und Hammer schlagen in die Nagelwunden,
die rostverwaschnen, neue Nägel.

Begräbnis

Das Ratsgemach erhellt durch bunte Scheiben
vom Wellenspiegel glitzernd Sonnenlicht.
Über die Decke Schlangenwellchen treiben.
Am Wandgetäfel, wo Stadtwappen dicht
auf holzgeschnitzten Schöffenstühlen hängen,
die bunten Zitterstrahlen drängen
wie glimmendlichte Flammengarben
sich wunderlich durch all die Wappenfarben.

Weit liegt ein weißer Sonnenschleier.
Des Städtchens Glocken läuten lange schon;
und des vertriebnen Bischofs Leichenfeier
beginnt mit vollem Orgelton.

Die beiden Ratsherrn in dem Turmgemach
forschen des Bischofs letztem Willen nach.
Kein Kirchenfürst spricht aus den schlichten Zeilen.
Ein müder Mensch, der kämpfte, litt, gelebt,
schreibt zitternd: „. . . meine Stunden eilen.
Ich hab' errungen, was ich nicht erstrebt.
Und Leiden, die ich liebte, sah ich heilen.
So auch das Leben. Alles andre gräbt
der Totengräber mit mir ein.
Wunsch ruht und Wollen unter meinem Stein."

Sie lesen weiter, während draußen sich
die Menschenmenge an der Kirchtür staute,
und zur Kapelle, die der Bischof baute,
mit einem Blütenkranz ein Mädchen schlich.

Staub treibt dem Leichenwagen vor der Wind.
Sie lesen: „Ich bekenne, eh' ich sterbe,
das fremde Mädchen ist mein eignes Kind,
und Hohenklingen ist ihr Erbe!" —

Da schlagen ineinander alle Glocken
und schwingen durch die Sommerluft.
Still über letzten leichten Blütenflocken
schließt sich die Gruft.

Hochzeit

Weit dringt in die laue Sommernacht
aus offnen Fenstern Schall und Lichterpracht
vom Schloß, das aus dem dunklen Wald
aufragt als schwarze Schattengestalt.

Jetzt löschen Fenster, Fenster blinken auf —
am linken Flügel drei noch leuchten.
dann hinterm Schloßturm aus der nebelfeuchten
Vollnacht kommt still der Mond herauf.

Schon schallt am Burgtor Lachen und Geschrei,
und Fackellichter huschen um die Wacht.
Ein Jubeltusch jauchzt in die helle Nacht,
und weithin klingt Gitarre und Schalmei.

Leuchtkäfer, zieht es dann vom Schloß herab.
Die Weinbergserpentinen glimmen.
Singen und Lachen schallt von trunknen Stimmen,
dazwischen klappt ein harter, scharfer Trab.

* * *

Durchs offne Fenster blickt Nachtblau herein —
taudunstiger, weiter Nebelschein.

Am Söller schwanken dunkle Banner noch.
Gevögel fliegt ums Drachenregenloch.

„Und ist das alles nicht ein Traum?"
Hoch flackert auf der schlanke Bronzeleuchter
im Nachthauch, der jetzt kühl und feuchter
ins Zimmer weht aus dem Platanenbaum.

„Nun bist du mein süßes, mein liebes Weib!"
Umschlingen. Sie drängen sich Leib an Leib.
Ihr Mund lacht rot und jugendfrisch.
Jetzt flüchtet sie um den Eichentisch.

Gegenüber. Sie schauen sich lachend an.
Ihre goldblonden Haare lösen sich dann,
fallen ihr vor die erglühenden Wangen;
auf den Tisch klirren Nadeln und goldne Spangen.

Den schweren bronzenen Leuchter schlägt
mit der Faust er jubelnd vom Ständer —
Im atmenden Dunkel knisternd regt
sich ein Rauschen seidener Gewänder . . .

Hin! hin! die steile Stiege hinab!
Ich muß euch sehn, eh ihr steigt ins Grab.
Sehnsucht will mir die Brust zersprengen.
Ich schlag' an die eichene Flügeltür.

Nichts dringt herfür
als ein Gewirr von trunknen Klängen —
ein seliges Lachen hört' ich noch,
ein seliges Lachen . . .

Wo war ich doch?
Kalt tastend geht die Nacht
hin durch des Schlosses windwelke Pracht.
Ein Bröckeln im Stein, ein Niederschollern,
in tiefen Kellern ein rollendes Kollern —
und weite Nacht.

Königsmärchen

Das Schwert

Grotesk sind unsre Schatten am Gewölbe,
durch das wir gehen. Höher nimm dein Licht,
daß sie verschwinden in des Ganges Tiefe.

Eine Frauenbüſte, nackt. Schwellend rollt
das Haar hervor unterm Federhut
auf die Schulter, darauf es geringelt ruht —

das iſt ein Schwertgriff und ganz von Gold.
Das Schwert dazu iſt ellenlang,
ſein Stahl wie eine Elfe ſchlank
und funkelblank.
Heldenhände mußten es führen!
Dann hat es geblitzt in der weſtſturmwilden,
rauſchenden Schlacht in den Kampfgeſang
und rollte dumpf auf ſtumpfen Schilden.
Heut klirrt es roſtig bei jedem Berühren.

Herbſtland, Märchenland –
wie die Kronen wogen und wiegen,
wie ſich die raſchelnden Pappeln biegen!
Und wo das Wehen niederſinkt,
wie über die Felder die Windwelle ſpringt!

Rauſchend im Herbſtwind liegen die Hügel.
Ferne Dörfer Grüße tauſchen
glockentönig . . . glockentönig . . .
Durch das feierlich freie Rauſchen
reitet ein alter Märchenkönig,
auf dem Stahlhelm die ſteilen Habichtsflügel;
es klappt ſein plattenbeſetzter Zügel,
es klappt das Schwert mit dem Frauenbildnis.

Mitten in der wehenden Wildnis
an der Berglichtung hält der König ſein Roß.
Weit drüben liegt ein weißes Schloß
aus Marmor. Von der Sonne gebannt,
ſchwebt es gleißend hoch im Land.
Hohnlachend ſchlägt der König ans Schwert,
aus des Kopfes Augen ein Blitzen fährt. –

Seine ſehnigen Arme recken ſich
in die Zügel. Im Wind weht ſein eisgrauer Bart.

Seines Rosses Hufe strecken sich,
und fort geht die herbstliche Königsfahrt.
Vorbei am schwarzen Schilfmoorteich
trabt er nach Haus. Wo das Tal sich weitet
vor seinem felsigen Königreich,
liegt die steinerne Feste hingebreitet.
Sie hebt sich aus einem grünenden Wall
steilturmig.
Mit dröhnendem Hall
reitet er ein. Rings kein Vasall.

Ein Knecht führt den Hengst in den hohen Stall;
und auf die Rampe einsam steigt
der König, darunter dichtverzweigt
ein Ahorn steht.
Und er starrt in den Blätterfall,
der still hinter windschützender Mauer
mit leisem Schauer
von allen Ästen weht . . .
Scheu traben Reiter hervor aus dem Tor
und verteilen sich auf den schweigenden Wällen,
die Fesseln der Pferde in Wallgraswellen.
Die schweren Zugbrücken rollen empor,
Riegel klirren kreischend vor,
und hinwieder blitzt es an Speer und Sporn.
In die Ausguckluken mit großem Horn
steigen Wächter in Mänteln und Stahlkapuzen.
Die Wache hört man die Waffen putzen.
Und Wasser rauscht in den Grabengrund.
An den Steinblöcken innen im Mauerrund

werden unsichtbar Fackeln in Ringe gesteckt.
Ihr hellaufflackernder Widerschein leckt
hoch an Giebel, Altan und Erker;
als verglüh' es im Brande,
steht das Schloß, ein flammender Kerker,
einsam über dem schweigenden Lande.

Schatten und Lichter sind ungeheuer.
Oben im höchsten Turmgemach
ist das Licht der Königsampel noch wach
wie ein Funken über dem großen Feuer.
Ob auch sein ganzes Heer um ihn wacht,
die Ampel brennt die ganze Nacht.

Und manchmal der König im Schlaf aufschreit.
Wie Nachtwind in eisigen Felsen gezeugt,
wenn er fährt über die Ebene weit,
des Riedgrases Halme beugt,
so beugt der Sturm seines Seelenschreis
die Reiter, daß sie zusammenschauern
und tiefer in ihre Sättel kauern.
Ihre Panzer klirren wie Eis.
Die Lanzen in ihren Armen schwanken,
fröstelnd zittern der Rosse Flanken.
Und von des Königs Traumgedanken
keiner weiß . . .

Vor Jahren.
Die jetzt seinen Thron umstehn
mit gefurchten Stirnen und grauen Haaren
und den schweren Schritt des Erfahrnen gehn,
waren blühende Kinder und pflückten am Rain
blühende Blumen im Sonnenschein.
Ihre Großväter, stark und alt,
Helden, von weißem Bart umwallt,
standen damals um den Thron —
und jung war der lachende Königssohn.

Um des Nachbarkönigs Töchterlein
hatt' er geworben. Und da er ging
und sein Jägerauge die Fliehende fing,
wurde sie sein,
und er trug von ihr einen blitzenden Ring.
Und in kurzem sollte die Hochzeit sein.

Da stieg er eines Tages zu Berge,
in seines Reiches felsigstes Land,
wo seit alters die Zwerge
Waffen hämmern mit kundiger Hand.
Am Morgen ist er zurückgekehrt.
Auf beiden Armen bracht' er ein Schwert.
Am Tage darauf
sagt' er dem Nachbar die Freundschaft auf,

und der Braut sandt' er den Ring zurück.
Als ihn die Großen des Landes fragten,
sank auf den goldenen Griff sein Blick,
und er sprach, als ob nur seine Lippen es sagten:
„Geschmiedet hab' ich mir mein Glück."

Der Nachbar hat den Krieg erklärt.
Da prüfte der König das seltsame Schwert.
Und es hat sich bewährt.
Die Waffen lärmten, das Heerhorn schrie.
Das Schwert sang einförmige Melodie,
es sang sie dem Hörer dumpf ins Ohr,
ein Brausen
und Sausen
und ein Schlag dann, als schließe ein schweres Tor.

Aber jetzt, was jetzt?
Männer und Pferde sind abgehetzt,
schwankend scheut selbst der eherne Wille
des Schwerts. — — Plötzlich furchtbare Waffenstille.
Die Sterbenden hört man stöhnen am Grund.
Der König ließ Zaum und Zügel fallen,
faßt sanft mit beiden Händen sein Schwert,
die Frauenlippen sich zugekehrt,
und drückt sie küssend an den Mund.
Und so sprengt er, hochragend vor allen,
jauchzend auf zügellosem Pferd,
dem keiner wehrt,

weil lähmender Zauber in alle fährt,
in den Feind . . .

Seitdem ist er an jedem Tag
in das besiegte Land geritten,
bis mitten
das Schloß des Feindes vor ihm lag,
das stille Marmorschloß,
drin die, um die er geworben,
die manche Träne um ihn vergoß,
nun längst als weiße Greisin gestorben.

Und nimmer ließ
der König das Schwert von der Seite.
Und es hieß,
wenn er dem Schwert gelöst die Kette,
daß er ihm nachts ein Lager bereite
neben sich auf dem seidenen Bette.

In der einsamen Ebne, die Nachttau feuchtet,
halten drei Reiter am Meilenstein.
Fern leuchtet
des Schlosses nächtlicher Schein,
des Flamme über die Wälder wallt.

„Der König ist hundert Jahre alt
und hat keinen Erben
und will nicht sterben."

„Seine eiserne Härte soll er büßen,
wenn uns die Männer als Könige grüßen."

„Könnten wir nur in das Schloß hinein,
sollt' ihm das Sterben so schwer nicht sein!"

„Aber wie?" — „Du mußt seinen Pagen bestechen,
ihm deine schöne Tochter versprechen;
ihr Goldhaar macht ihn uns zu eigen.
Nachts soll er leise zum König steigen,
wo die alte Eule ihr Nest hat, und klopfen
— sachte, wie fallende Tropfen.
Es geht ein dunkles Gerücht im Land,
nachts sei des Königs Schwert gebannt

von Geistern, die kommen um Mitternacht.
Am Fenstervorhang sah man oft Schatten.
Das kommt uns zustatten.
Wenn der König vom Klopfen erwacht,
wird er öffnen —
und dann — ein Dolch ist schnell."

„Heut ist der Schein da drüben so grell!"
„Gut — Morgen!" Handschlag. Die Männer reiten
auseinander, fröstelnd, Gestalten zur Seiten.

Durchs Dunkel steigt der König hinan.
Es wachsen unsichtbar die Stufen.
Und dann und wann
liegt's ihm im Ohre wie ein Namenrufen.
Die Tiefe des Turmes sinkt nach und nach –
jetzt steigt er vor sein Schlafgemach.
War es nicht wie Flügelirren,
Fledermäuse oder – Worte? – –
Schwere stählerne Schlüssel klirren,
schwer öffnet er die eiserne Pforte.

Langsam, als lass' er sich rufen,
fließt trüber Ampelschein
über die obersten Stufen,
die Wand entlang, in den Turm hinein.
Der König tritt ein:
still, als ob er Heiliges berühre,
schließt er von innen die goldene Türe.

Was soll der Prunk und die Deckenpracht
hier oben für deine einsame Nacht?
Selbst in der Ampel schläfrigem Strahl –
so wunderbar ist kein andrer Saal.
Und so wonnig und warm ist das Doppelgemach,
als klängen Jubelnächte nach.
Und auf dem Tisch ein Mahl und ein Trunk.
Es ist, König, als wärst du hier jung!

Nur die Fenster sind fast wie Gucklöcher klein,
da sieht man hinab in den Fackelschein.
Der flackert im Dunkel dort über dem Bette.

Der König hat das Schwert aus der Kette
gelöst. Er drückt es an seinen Leib,
küßt es, als durchschaure ihn Lust,
und ruft: „Werde Weib! Werde Weib! Werde Weib!"
— — —

Ein Weib liegt an seiner Brust.
Langsam in seinen starken Armen
läßt er sie zum Leben erwarmen.
Schon glüht ihr lichtes Mädchengesicht,
das sich in seinen Mantel schmiegt:
„Laß mich nicht
des Morgens wieder zum Schwerte werden
Alle Feinde hast du mit mir besiegt.
Immer noch seh' ich die Todesgebärden.
Weißt du nicht, wie der Hammer klang
zum verheißenden Schwertgesang?
Laß mich immer bleiben dein Weib,
gib mir auch am Tag einen Thron!
Fruchtbar wird dann mein Leib,
und ich gebäre dir einen Sohn."

„Weißt du nicht, wie der Schwertgesang
weiter klang — —?
Wenn dich ein Knabe küßt, daß ich sterbe?

Und küssen wird dich mein Erbe!
Laß! — Was ist uns der Tag! — Nächte sind tief und voll.
Und nun keinen Groll!
Bin ich denn alt?!"
Jugend rinnt durch die ganze Gestalt. —

Sie wendet sich. Und leise, schweigend,
die tränennassen Blicke neigend,
geht sie, Öl auf die Lampe zu gießen.
Aus goldener Schale läßt sie es fließen,
daß das Lichtchen flackt.
Der König löst Ringe und Schnallen,
läßt den staubigen Mantel fallen
und setzt sich zum Mahl.
Und sie trinken beide aus einem Pokal . . .

Der Vorhang ist lange schon vorgerauscht
vor des Königs Lager. Das Zimmer lauscht.
Ihre leise Stimme spricht:
„Ich fühle dich wie zum erstenmal,
da wir hinabgezogen ins Tal
vor Jahren.
Ich spiele in deinen blonden Haaren
und seh' dich so jung!"

Und seine junge Stimme spricht:
„Ich bin ja jung!
Oder bin ich es nicht?
Laß den Vorhang! Kein Licht, kein Licht!" –

Stille. – Jeder Laut erstirbt. –
Das Licht der Ampel zirpt
von Zeit zu Zeit.
Dämmernis webt in dem stillen Raum.

Da schreit der König auf aus dem Traum.
Er hält sie mit beiden Armen umfaßt:
„Mir träumte, du wolltest zum Berge zurück,
woher du gekommen, du mein Glück!
Das darf nie sein!"
Sie küßte ihn leise auf den Mund.
Da fiel von ihm seine Seelenlast,

da wurd' er von seinem Traum gesund
und schlief wieder ein.

Leise zittert sein Schrei noch nach
in ihr. Sie liegt lauschend wach.
Ihr ist, als hör' sie die Zeit vertropfen —
sie wird noch wacher — — sie hört ein Klopfen.
Behutsam, um nicht den König zu wecken,
schlüpft sie aus ihren weißen Decken
und schleicht zur Tür. Wie im Bann
faßt sie das Schloß und rührt daran.
Da fährt es auf, und ein Zugwind geht.
Wie angewurzelt der Page steht
mit dem Dolch vor ihr . . .
Er will ihn zücken . . .
Da faßt sie ihn um Brust und Rücken,
um ihn zu halten. In ihre Augen
starrt er, als woll' er sich fest dran saugen.
Sie klammert, als müsse sie ihn zerdrücken.
Glühend fühlt er ihren Leib —
in seinem Leben das erste Weib,
ihre nachtwirren Haare sieht er wallen —
jetzt beugt er die Lippen auf ihren Mund
und küßt sie wund — —
und klirrend läßt er das Messer fallen.
Da schallt ein Schrei vom Lager her;
den Vorhang zerreißt eine zuckende Hand;
und ein gläsernes Auge, wie ausgebrannt,
starrt auf die beiden schwer und leer.
Dann aus des Königs Rachen fährt

der Fluch: „Werde Schwert! Werde Schwert! Werde Schwert!!“

— — —

Da steht der Page — einst arm und klein,
noch selig, als dräng' er im Himmel ein,
und schon ein Mann aus Stahl und Stein.
Er hält mit beiden Händen das Schwert;
und er schultert den Griff; und blitzschnell fährt,
an der Rippe kreischend, das Königsschwert
in des Königs Brust.
Dann faßt ihn Schauer.
Von Blut bespritzt,
auf das Schwert gestützt,
steht er über der Leiche in tiefer Trauer . . .

Die drei Reiter harren im Nebelschein.
Er wird des Verschwörers Tochter nicht frein.
Aber König, König wird er sein. —

Der Wächter

Auch in die Traumwelt, die das Märchen schafft
mit ihrem Duft und stillen Wunderschein,
ragt oft, gereckt von tieferer Kraft,
ein Felsen Wirklichkeit hinein.

Der Wächter schreitet vor dem König her,
und seine Augen flammen ins Gedränge.
Er überragt das Volk um Haupteslänge;
sein rauher Eisenschritt klirrt schwer —
und auseinander klafft die Menge.
Auf seiner Schulter, ruhend wie zur Wehr,
spiegelt sein nacktes Schwert das Kriegsgepränge.
Dann unterm roten Baldachin,
den Reiter tragen, folgt ein weißes Pferd.
Drauf sitzt der bleiche König ohne Schwert —
des Königs Blicke bohren sich in ihn,
der eine Gasse bahnend schreitet,
indes den Zug der Ruf des Volks begleitet.

Der König hat hinabgesehn vom Turm,
zu dem die Seelen der Gefallnen fliehn,
als stieg' ein Geisterſturm
die Mauern hinan.

Der König schrie um Sieg den Zauber an.
Tatlos die Zauberfrist verrann,
als stünde in dem Wächter Widerkraft,
der — groß wie ein eiserner Fahnenschaft,
doch an des Königs Schatten gebannt,
hinübersah ins ferne, blaue Land . . .

Da befahl der König ins Schloß zu ziehn
und stieg von der hohen Zinne herab.
Und die Reiter hoben den Baldachin,
der dem bleichen König Schatten gab.

Nun setzen sich seine Blicke wie Mücken
auf des Wächters breiten Panzerrücken.
Fern glänzen ihm die Farben ringsumher.
Das Rufen rauscht ihm wie ein fernes Meer,
das Wog' um Woge rollt mit seines Pferdes Schritt.
Er starrt und lauscht nur auf des Wächters Tritt.
Im Geist des Königs glüht ein Zauberspruch —
doch machtlos bricht an jenem sich der Fluch.
Der schreitet vor des Königs Pferd
still durch die Menge mit dem Schwert.

Der König ruht in silbergrauem Saal.
An dichtverhangne Fenster fließt die Stille
der weiten Nacht wie ein verträumter Wille.
Am Saalende atmet ein Flackerstrahl,
der dunkelt und sich wieder neu entfacht
auf seinem hohen Silberständer.
Die Vorhangfalten fallen wie Gewänder
von Schattenriesen in verstaubter Pracht.

Am Lager hockt der Narr. Die bleiche Hand
des Königs folgt den Schatten an der Wand.

Jetzt aus der Ferne wächst ein Schritt,
der näherwerdend bis zur Türe geht,
dort atemholend stille steht —
es ist, als ob ein Aug' ins Zimmer späht,
als ob etwas den Saal betritt,
als zög' es kalt —
laut wieder weiter geht der Schritt
und verhallt.

Der König horcht gespannt.
Schwer auf des Narren Kopf sinkt seine Hand.
Der Narr erwacht an des Lagers Wand
und grunzt schlaftaumlig: „Euer Wächter!"

Da durch den Saal schallt höhnisches Gelächter.
„Der Wächter, der mein Tun bewacht!
Ich fühle seine Blicke jede Nacht.
Frei will ich sein von ihm.“ „Ja, wenn Ihr könnt!“
Verflammt des Königs Auge brennt:
„Der Zauberbücher heilige Siebenzahl
schlug sich mir selber auf, sobald ich sann.
Woher erwuchs mir dieser Mann,
der alles das zerstört mit einemmal?
Das Schloß der Bücher öffnet keine Kraft,
als hielte sie sein blauer Blick in Haft.
Und niedrig flackern nun die heil'gen Flammen,
die hoch sonst stehn, mit brandigem Geruch.“

Und wieder glüht in ihm der Zauberspruch.
Doch wieder aus der Tiefe wächst der Schritt.
Des Königs wehe Augen wandern mit,
als säh' er leuchten andrer Augen Flammen.

Er hält; und vor der Stille bricht der Fluch zusammen.

Der König sinkt erschöpft in seine Kissen,
er will schlafen und nichts mehr wissen.

Der arme Narr ist einmal aufgeschreckt.
Des Königs Grauen floß auf ihn herab.
Jetzt ist's noch einsamer; denn müd gereckt,
schläft tief der König wie im Königsgrab.

Noch jetzt aus seinem Traum fließt Graun herab.
Und immer stiller brennt das graue Licht.
Der Narr zu dem schlafenden König spricht:
„Du bist jetzt fern und schützest mich nicht!"

Dann lacht er kichernd: „Der König ein Narr,
kann da der Narr nicht ein König sein?"
Die Diele gibt ein leises Geknarr,
und der Narr schleicht in dem silbernen Schein
zu den Pfühlen, drauf die Kleinodien liegen.
In den Purpurmantel hüllt er sich ein,
seine Schritte wiegen,
die Krone nimmt er aus gläsernem Schrein
— bleich funkelt der weiße Edelstein —
er drückt sich den Reif in die Stirn hinein.
Aus den roten Falten, die schwer sich schmiegen,
holt er den Stab mit Schellen und Bändern,
legt ihn zu den Königsgewändern
und nimmt das Zepter. Sein Auge blitzt —
pst! — auf dem schlafenden Schädel sitzt
die Narrenkappe.

Der Narr macht ein weinerliches Gesicht
und mit mückenfeiner Stimme spricht
er zu seinem Gefolge in den Saal:
„Wer unterhält mich? Mein Narr ist eingeschlafen.
Wer kann es von euch, meine lieben Grafen?
Ihr, guter Freund? Versucht es einmal! —
Schlecht, schlecht!

Wie abgeschmackte Sachen Ihr sprecht!
Verzeiht, Ihr seid zu dumm!"
Der Narr sieht sich nach dem König um.

„Ihr dürft mir meinen Narren nicht wecken!
Dem sei sein bißchen Schlaf gegönnt!
Pst! — Versteckt euch in den Ecken
und seht nicht her! Weil ihr's nicht könnt,
will ich selber mein Narr sein — — —"

Er tänzelt vor das Spiegelglas
und verneigt sich: „Verstehst du Spaß,
mein König? Nein? Fürwahr!
Dann bist du der Narr!
Du zeigst auf mich? Ich sei der Narr?
Dann verstehst du ja Spaß —
Mache mich nach! So — ganz wie ein König,
ganz wie du selber — —

Weißt du, daß ich dich ganz ergründe?
Von deinen Gedanken kenn' ich jeden
und denke ihn selber. — — Aber, was ich so seltsam finde —
daß wir beide nur einmal reden — — —"

Wie der Narr auf des Spiegelkönigs Krone sieht,
funkelnd ein Augenpaar darüber glüht.
Er bückt sich erschreckt, um besser zu sehen,
kaum wagt er es, den Kopf zu drehen —
den Wächter sieht er im Spiegel stehen.

Erst flüchtet er vor, dann schreckt er zurück,
nun wieder vor in den Spiegelblick –
ganz nah am Glase dreht er sich um
und starrt auf den Wächter. Der wartet stumm.
Und zitternd trägt der Narr Stück für Stück
alle die Kleinodien zurück.
Er steigt auf den Zehen,
des Wächters Atem hört er dazwischen,
kaum wagt er zu gehen,
wie im Traum kommt er mühsam nur von der Stelle.

Hui! Jetzt kann er zur Tür entwischen –
aber mit leisem, großem Schritt
kommt ebenso schnell der Wächter mit
und hat ihn hinter der Schwelle.
So. Den armen Narren hält seine Linke.
Seine Rechte langt in den Saal hinein
und zieht behutsam die Klinke
unhörbar ins Schloß.
Jetzt ist der König drinnen allein . . .

Dem Narren graut. Unsichtbar sind jetzt des Wächters Hände,
kaum sieht er die langen Flurgangwände.
Nur rechts, wo fern der Gang schmal endet
und sich winklig nach Osten wendet,
liegt eines Fensterkreuzes bleicher Schein.
Der Narr mit den Händen im Leeren ficht,
der Wächter schüttelt den armen Wicht:

„Verhöhnst du die heilige Majestät,
paß auf, daß dir's nicht schlimm ergeht!"
Dann läßt er ihn los.
Der Narr ist vor Angst erst regungslos —
dann stiebt er den langen Gang entlang.

Ganz hinten bei der Biegung hält er an,
im Fensterschein schimmert sein Flimmerkleid blank,
er lacht, klirrt und klingelt, so sehr er kann;
dann ruft er hinunter den langen Gang:
„Was kann dir das nützen?
Wächter, bewachst du die Majestät,
so mußt du sie vor sich selber beschützen!"

Und fort ist er, wie ein Wölkchen verweht.

Stufen. Steile Sonnensäulen.
Hohe Abendfeuer lohen.
Tief am Felsen rauscht die Stadt.

Vor der freien Tempelhalle
steht der König, der dem Heulen
all der Sterbenden vom Walle,
all der Hungernden der Tiefe,
all der schreienden Gefühle
einsam in der Höhenkühle
landesweite Luft entflohen.

Alles Land liegt wie ein Garten.

Und der König will zum Falle,
weil er alle Glut verlor,
vor dem roten Tempeltor
betend seine Kniee beugen
wie ein todesmüder Fechter.

Still. Die Priester drinnen warten . . .

Wachend vor dem Säulentor
Schweigen große Flügel breitet.

Doch es wehrt dem Schatten nicht,
der lang durch die Säulen gleitet
dort und in die Tempeltiefe
schwindet . . .

Still. Die Sonnenkatze legt
auf das Dach die Strahlenkralle . . .

Rufe drinnen. Aus der Halle
sich ein Marmorschritt bewegt.
Und geblendet von der Sonne
tritt der Wächter
zwischen seine Säulenbrüder:
„Herr, den Priester drin erschlug ich,
weil er vor der Majestät,
die vor seinem Hause steht,
nicht am Tor sich niederwarf,
wozu das Gesetz ihn zwang."
Und der König schaudernd geht
und nickt seinem Diener Dank.

Wie von Korn umwogt eine sonnige Gemeinde,
so von Kriegern umwogt ist die Königsstadt,
als wüchsen, eine eherne Saat,
aus zertretenen Äckern zahllos die Feinde.

„Gold biet' ich, Gold!" Von des Thrones Stufen
hat es der König hinabgerufen.

Der Narr, der neben dem Throne hockt,
sieht grinsend den Wächter an und frohlockt.
Der Wächter ballt die Faust wie im Krampf –
dann geht er ruhig vor den Thron:
„Wird dem Feind für seinen Sieg noch Lohn?!
König, entsende heut mich zum Kampf!"

Des Königs Auge leuchtet auf,
vor Freude die bleichen Wangen brennen.
Er sieht zwei Wege, die sich trennen . . .
Er nickt.
Und nun zum erstenmal
verläßt ihn der Wächter wie ein düster Geschick.
Aber des Schwertes langer, bleicher Strahl
bleibt noch blank in des Königs Blick,
als der Wächter schon längst verlassen den Saal.

Dunkles Flammenzauberwort!
Wie verwandelt ist der Saal.
Alle Wände weichen fort
in der Flammen weichem Strahl.
Und der bleiche König steht
unter Flammen, Büchern, Schlangen
in des Zaubers Majestät.
Vögel, deren Flügel hangen,
hocken still auf hohen Sesseln . . .

Und da löst es sich wie Fesseln
in der Feier freiem Prangen.

Heißer Sonne Funkensprühn
fällt in all das Flammenglühn.
Lebende Blumen stehn die Lichter,
weiß durchleuchtet von der Sonne,
still in eigner Flammenwonne —
und der König wird ein Dichter.

Aufgerolltes Purpurtuch.
Eine Flamme faßt das Buch.
Klirrend springt das Schloß entzwei,
und die Seiten blättern frei.
Und das Feuer wird zur Schrift,
die des Königs Auge trifft.

Jubelnd starrt der König hin:
deine Flammenkönigin,
die des Sklaven Blick gebannt,
wartet dein im Zauberland. —
An der Wand schaut er empor,
hinter der das weite Morden
stundenfern am Brückentor.
Wie vor des Gedankens Lauf,
tut sich weit die Ferne auf.
Kalk und Stein ist Luft geworden.
Groß, als stünd' er dicht daran,
lebensriesig ist das Bild,
aber lautlos all das Ringen.

Wirbelstaub deckt dort den Mann,
den sie tot zur Seite bringen,
dessen Leben ungestillt . . .
und sein dunkles Blut nur quillt
aus dem Staub und rinnt heran.

Ha, jetzt stürmt der Wächter wild
mitten in das blut'ge Bild
und starrt weit den König an,
letzte Sonn' auf Helm und Schwert — —

Lächelnd steht der bleiche Mann,
nickt ihm leise zu — und dann
all den Flammen wie verklärt.

In den Dämmerſchatten wacht
dunkel ſchon das Aug' der Nacht,
und ſie ſteigen höher an
um die Felſen.
Und der König lacht.
Leiſe ſtechen ſeine Augen,
wie um Flammenblut zu ſaugen,
einzeln in das Herz den Flammen.
Und die kauern klein zuſammen
und verlöſchen ſtill in Nacht.

Der Vollmond senkt sich nach Westen bald;
der Wächter träumt ihm durch das Fenster nach.
Und wieder durch die langen Gänge hallt
sein Schritt vorbei am silbernen Gemach.
Doch schwer und müd ist heut sein Tritt;
wie schon das Dunkel von den Dächern glitt,
erst ist er spät, bestaubt hereingekommen,
hat rasch sein karges Mahl genommen
und sank zwei Stunden tief in Schlaf.
Als ihn der Mitternacht rostiger Uhrschlag traf,
ging er auf seinen Posten.

Ein grauer Schatten lehnt am Pfosten
der hohen Tür. Der Narr. „Nun, hatt' ich recht?"
Der Narr dämpft seine Stimme schlecht.
„Nein! Aber dafür, daß Ihr leiser sprecht,
will ich schon sorgen!" — „Ich? Leiser? Warum?" —
„Stell' dich nicht dumm!
Du sollst den König mir nicht stören!"
Laut lacht der Narr. „Der wird es so nicht hören!"
Nun aber spricht er heiser und ernst:
„Ich wette, Wächter, daß du noch lernst,
wie ich recht gehabt! Schau' her! —"
Er öffnet die Tür. Und weit und leer
in dem einsam glimmenden, grauen Strahl
liegt des Königs Ruhesaal —

„Wo ist der König?" „Entflohn
vor dir und vor seinem Thron!
Als ich die Krone mir aufgesetzt,
mir den roten Reif in die Stirn gepreßt
da warst du zornig! — Und jetzt,
wo der König die Krone liegen läßt?!"

Das Zepter, der Krone stiller Brand,
das dunkelrote Purpurgewand,
er sieht grau all den Königstand. — —

In den Mantel hüllt er die Krone ein.
Wie wiegt sie so leicht in der Männerhand!

Er läßt den Narren im Saal allein.
Mit einer Fackel flackerndem Schein
steigt er in die Schloßgewölbe hinein.

Der Nachthimmel will grau verfallen
in große Wolkentrümmer. Steigend wallen
Nachtdünste auf aus weitem Nebelland
und tanzen um den Brunnenrand,
der weit draußen liegt in tiefem Sand,
von Wuchergesträuch umringt,
das kletternd in seine Rundung dringt.

Jetzt kommt ein Feuerschein herauf vom Grund.
Steigtritte bröckeln. Es zischt und lischt im Schlund.
Ein Wesen steigt grau aus dem Brunnenrund
und biegt durch das Gestrüpp sich Bahn,
das schlafend Zweige ihm entgegenstreckt.
Mit blauem Mantel ist es angetan,
von der Kapuze tief der Kopf verdeckt.
Grau, morgenriesig steht es auf dem Feld
wie ein emporgestiegener Schatten.
Es breitet Arme, die Kapuze fällt,
und frei hebt es den Kopf, den kronenmatten,
der König! — — —
Er ruft: „Der Zauber grüßt dich, freie Welt!"

Dort geht ein Zickzackweg weiß in der Irre
und flieht. Das Schuttfeld: Töpfe, Blechgeschirre,
Schmutz, Steine, Lumpen — kaum zu überschauen —
graut auf im ersten Morgengrauen.

Schon kommen blaue Flammen übers Feld
zu ihrem König, der in hohen Händen
winkend das Zauberzepter hält.

Der König schreit auf wie ein todwundes Tier,
dem der Weg verstellt ist zum stillen Verenden.
Noch ein Schatten steht auf dem Feld . . .

Aus dem Purpurtuche gerollt
hat der Wächter langsam den Reif von Gold.
Da flieht der König in tollem Lauf;
Schutt und Steine halten ihn auf.
In entfesseltem Ungestüm
fliegt der Wächter dicht hinter ihm.
So jagen sie nach der Straße hinüber.
Jetzt entfaltet der Wächter den Mantel ganz
mit beiden Händen, hält ihn hoch wie zum Tanz
und wirft ihn als Fangnetz dem König über.

Er hält das Netz um den König fest
mit der Linken wie mit Panzerschnallen.
Und die freigewordene Rechte läßt
auf den verzerrten Schädel die Krone fallen,
die sich kalt um des Königs Stirne preßt.
Ein Schlag. Mit leisem Geklirr

rollt Krone und Kopf an ein rostig Geschirr.
Tastend die toten Hände greifen.
Der Wächter drückt mühsam den Kopf aus dem Reifen,
hebt die Krone und küßt sie — — —

Die Träume des Turms

Du rufst nach Dasein, dunkle Welt,
die über meinem Scheitel jetzt im Fluge
mit fallendem Wehen langsam innehält.
Du trinkst die Luft um mich mit saugendem Atemzuge.

Du sinkst vor alles, was da ist,
und unbeachtet leb' ich nun in dir;
und all das Gold, durch das du kostbar bist,
rollt in die formenden Hände mir.

Grauhaariger Träumer! In des Nebels Land,
der Feld und Acker naß verdeckt,
in dem des Abends irreführende Hand
sich langsam dir entgegenstreckt,
verdämmerst du wie Rauch.
Die nasse Scholle quillt im Regengrau
und trieft vom Nebel, dessen Hauch
an Schattenhalme perlt als hoher Tau.
Du stehst und starrst
mit irren Augen in die Weite,
als ob du einen fernen Fluß erharrst,
daß dich sein Rauschen durch den Nebel leite . . .

In deinen feuchten Haaren schimmert Schmuck,
naßkalt beschlagen nistet er darin —
graugoldne Fläche unter hohem Bug.
Drauf weint das Nebelland die Tränen hin.
Sie fließen auf dem angelaufnen Gold
und ziehen blanke Streifen. Eine rollt
zu deinen Füßen in die Haide hin . . .

Mit krummem Rücken und geneigtem Kopf
stehst du verkrüppelt wie ringsum die Weiden.
In allen Zweigen Blattgetropf,
ein Regenbachgerieſel —
in deiner Brust ein wirrendes Geklopf.

Dein Auge zuckt und sucht. Was war's?
Von deiner Krone fließen viel Tränen
naß in die nachtergrauten Strähnen
deines tropfenden Haars . . .

Da stürmt der Nebel wogend auf ihn ein
wie hochgejagter Felderrauch.
Tief seine Hände streift ein Hauch.
Jetzt rauscht ein Fluß —
und nach dem Gurgeltone
gleitet er in die Nebelnacht hinein.
Ein Weidenast streift ihm vom Kopf die Krone.
Der Nebel schlingt sie rasch. Flut spült um seinen Fuß.
Jetzt sieht er frei —
ein Gurgeln schluckt im Fluß.

Fern hat des grauen Träumers Spur begonnen,
die hier verlöscht. Näher den ewigen Sonnen.

Hoch eine Halle, offen jedem Sturm,
ein nachbarloses, luftiges Gemach,
das frei im Turm
über des Königswaldes Wipfeldach
wie eine Glockennische winzig klein
hinüberdunkelt nach der Dächerstadt.
Bleich grüßt herauf die Stadt im Schein:
oft läuft ein Leuchten durch die Häuserreih'n,
als ob ein Auge sich geöffnet hat.

Dort oben leben Träume
vom Rieselrauschen tiefer Hochwaldbäume.
Wer in des Parkes Wellenwipfel steigt,
sieht sie als eine Gruppe schöner Fraun
stehend, sitzend, auf Abgrundstufen kauernd,
wie Raubvögel auf Beute lauernd,
nach den Gassen hinüberschaun.

Ihr Gewand ist fürstlich. Gold sind die Schuhe,
um die die samtenen Röcke wehn,
wie aus zauberkünstlicher Märchentruhe.
Sie regen sich nicht,

sie bewegen sich nicht –
nur ist es, als ob sie lebendig sehn.
Das ist das Leben der ehernen Ruhe,
um die es liegt wie schweigende Ketten.
Ihre verdunkelten Silhouetten
zerrinnen auf dem Himmelsgrunde
im Sternenschein wie die Abendstunde,
wenn das letzte Glockenläuten verhallt.

Aber keiner steigt in den Wipfelwald . . .

Grau droht der alte Turm aus Stein
mit dem Falkennest, der Königshalle.
Dort rauscht die ganze Welt hinein.
Die Winde kennen sie alle, alle;
frei streift die Luft in die letzten Ecken.
Dort kann sich kein Herz vor dem Licht verstecken,
unter die Sessel scheint Sonne herein.

Dort klingelt leise der Mondenschein
an der goldenen Dachzier, dort dröhnt die Sonne,
daß der Turm erbebt in Erdenwonne –
so muß des Königs Thronsitz sein . . .

Wenn aus der glühenden Sonnenfaust
übers Land durch den dichten dunstigen Schleier
wagrecht der goldne Speerwurf saust,

dann steigt zur Glut- und Dämmerfeier
der junge König froh hinauf.
Dann schlägt sein Lieb die goldne Leier
und singt die Wolkentore auf.
Und rings um ihre Silberhand
in Strahlensaiten flammt der Brand:

„Glut, Sonne, Glut!
Glut für die Türme!
Deine wogenden Flammenstürme
wirbeln empor das verwandte Blut.

Glut, Sonne, Glut!
Purpurne Säulen
ragen in Turmesluft hinauf.
Rote Flammenchoräle heulen
aus den brennenden Dächern auf.

Glut, Sonne, Glut!
Über die Zinnen
bricht es ein mächt'ger Gesang herein,
deine Strahlenkrieger gewinnen
auf den Trümmern den Heiligenschein.

Glut, Sonne, Glut!
Bald wird es sein —
und ich will sterben,
will verderben

in den flammenden Tänzerreihn,
oder dem Siegergeliebten
lebenslänglich Gefangene sein!"

Der König steht vorn auf der freien Stufe,
um ihn die Träume, die sich still erheben
und über ihm in Himmelsglanz verschweben.
Er fühlt die Steigeblicke niedersehn
wie talverklingend hohe Abschiedsrufe,
er fühlt um sich ein luftiges Geschehn.

Tief das im Anrausch treibende Wipfelmeer —
da wandelt rings sich alles um ihn her — —
sein schlanker Turm wird glatter Mast,
die Falken werden Wettervögel,
und der erwachte Weststurm faßt
des Häuserschimmers weißes Segel . . .

„Schwindelt dir nicht?" „Nein! Manchmal nur bei Nacht,
wenn ich im Liegen von der Tiefe träume,
dann!
Doch hier ist mir der Tiefblick in die Bäume
wie ein Gefühl von willenloser Pracht."
„Ich bitte dich, komm her!"
„Siehst du den Vorsprung dort?"
„Um Gott!" „Es ist ein Schwung!"
„Ich kann's nicht ansehn, laß mich fort."
„Dann klettr' ich noch um jenen Kantensprung!"

Jetzt schaut sie nicht mehr flehend hinauf,
löst fallenden Falten die Fesseln auf,
teilt still bis unten ihr Gewand –
nackt schimmert sie bis auf die Füße.
Ihr Blick ist weit, als ab sie büße.
Sie langt nach der Leier mit tastender Hand.
Ein Akkord.
Sie singt ein Wort:
„Ich bin deine Tiefe."
„Du Süße, du Süße."

Es klingt so heimlich, als ob sie lacht,
so still, als käm' es ganz von fern:
„Ich bin die Blume, die dem einen Stern
sich selig öffnet jede Nacht . . ."

Und schlummerleise blättert nur der Wind
im tiefen Park – nun lauscht er wieder.
Verschwiegenes Dämmerdunkel rinnt
still in die Stadt wie Schlaf in müde Glieder.

Der König wacht auf; schon Dunkelheit —
die Dämmersterne funkeln hell im Raum.
„Es rief herauf aus unserm Traum
ein Hilfeschrei bis in die Wirklichkeit,
da — noch ein Schrei — —"

Er starrt am Pflaster der Brüstung vorbei.
„Sieh, den verlöschenden Fackelschein!
In die Gassen versinkt das glühende Rot.
Dort — schritt der Tod."

Und beide starren in die Nacht hinein.

Jetzt sind die Träume schwebend feine Luft . . .

„Ich atme schwülen Blütenduft."
„Es ist ganz still geworden, Liebster, nicht?
Kein Laut . . . kein Wind . . .
hochkräuselt senkrecht dort der Rauch.
Da steigt der warme Blütenhauch.
Du wendest schweigend dein Gesicht?"
„Jetzt in der Stadt löscht Licht an Licht,
das Land liegt dunkel wie ein See —"
„Sieh, Liebster, willst du die Blüte nicht?"
„Die dunkle Blume der Welt ist Weh.

So totenstilles Dunkel deckt
die Tiefe, die uns hat erschreckt.
Einst wollt ich helfen — O hätt' ich Macht!
Als wahnsinnig hat mich das Volk verlacht,
als ich verkleidet und unerkannt
horchend wanderte durch mein Land."

Tief in des Parkes Äste glänzt ein Schein,
der aus des Turmes Treppenfenstern fällt.
Er steigt jetzt langsam in das Laub hinein,
das schattenzitternd weithin sich erhellt.
Jetzt kommt es höher.
Ein Gemurmel dringt
herauf, und schwere Tritte tappen auf der Treppe,
als ob das Leben, das im Tiefen ringt,
sich einmal mühsam vor den König schleppe . . .

Der König horcht. Ein Diener tritt ein
und wartet an der Pforte still.
„Herr, du befahlst, wer zu dir will,
wer es auch sei, soll dir willkommen sein."
„Doch nicht des Nachts, nicht jetzt!"
Das Mädchen starrt auf den Boden entsetzt —

„Ihn werden bald die Schattenflügel tragen,
zwei Männer tragen die Bahre jetzt."

Die Türflügel sind auseinandergeschlagen —
herein, von den mächtigen Trägern getragen,

schwebt die bleiche Bahre wie ein Gespenst.
Des Bärtigen Haupt ist blutig zerfetzt,
und seine zuckenden Lippen sagen:
„Ich weiß nicht, König, ob du mich kennst —
ich flehe nicht Gerechtigkeit,
daß man mich gemordet in deiner Stadt.
Das Recht kommt spät, das Recht kommt matt
und hat zum Ersetzen keine Zeit.
Auch schwand mir des Lebens Zorn und Trutz.
Ich flehe nur für die Liebste um Schutz.
Wir kamen spät, vom Wege bestaubt,
indes mein Herz nichts Arges sann.
Plötzlich Fackeln. Kerle fielen uns an —
mich hat man erstochen und sie geraubt.
Rette sie!"
— — —
„Wo werd' ich sie finden?"

„König, sie wird in den Häusern verschwinden,
die der Liebe dienen" — ein gelles Lachen —
„dort wird sie Wüstlinge selig machen
um rundes Geld, bis sie verendet."
Der König steht schaudernd abgewendet.
„Wenn des Lustkerkers Türe schließt,
wird sie von einer nur gesprengt,
die eine schlimme Freiheit schenkt,
der großen Krankheit, die die Mädchen tränkt.
Im Gitterhaus, im schmalen Garten,
draus Giftluft alle Sonne scheucht,

da müssen sie in Lust erwarten,
daß man gnädig sie durchfeucht."

„Wie soll ich das Mädchen erkennen?"

„Ich hab' ein Bild." Und er öffnet das Kleid
und zerrt ein Kettchen hervor.—
dann werden seine Augen weit,
und die Wunde zuckt noch einmal empor.

Ein Schweigen schauert, wie brütende Rache,
wie das Recht, das auffteigt aus dem Tod.
Der König flüstert ein leises Gebot:
„Tragt ihn hinab ins Schloß!
Gebt ihm zwei Männer im Hof zur Wache,
laßt meine Reiter gerüstet sein
und sattelt mein Roß!" —

Jetzt kommt über's Dach der Mondenschein
und träumt auf die Marmorfliesen nieder,
drauf eine bleiche Blüte liegt.
Warm steigt ein Duft von weißem Flieder
hoch in die Halle und verfliegt . . .

Ein mächt'ger Torgang. Rohe Riesensäulen,
die fahl mißtrauisch Fackellicht belauert.
Ein Wächter klein am Fuß des Säulenuntiers kauert
und horcht, wie draußen Sturm und Regen heulen,
indes den Eingang zur Dämonennacht
das Tor mit Riesenflügeln treu bewacht.

„Hörst du, wie's an der Türe niederträuft?"

Der andre Wächter kommt aus seinem Schatten
und nickt: „Wie auf den eisenglatten
Dachkanten jetzt der Sturm nach hinten läuft!
Im letzten Schloßhof schlägt er an die Scheiben."

„Horch das Gepolter!"

„Wie die Schloßen treiben!
Recht eine Nacht für Geisterspuk und Mord."

Und wieder schweigen sie. Tief wird ihr Sinnen.
Die Flammenschatten schleichen fort wie Spinnen.

„Jetzt ist der König sieben Wochen fort."

„Wie rufend ächzt sein Träumeturm."

„Heut kann sich leicht das Ohr betrügen!
Mir ist als ob durch all den Sturm
noch Pferdehufe hörbar schlügen —
ja, ja!" — — Und durch das Klatschen der Hufe
ertönen jetzt Durcheinanderrufe.
Der Königsschlag dröhnt an das Tor,
das die metallne Stimme hebt,
die nun mit Flügeln durch die Halle schwebt . . .

Ins Schloß der Wächter den Schlüssel stößt,
und kaum hat er die Riegel gelöst,
schlägt ihn im Zug der mächtige Flügel
platt an die Wand.
Den triefenden Zügel
in regenerstarrter, eisiger Hand,
hält der König zwischen Säulen auf zitterndem Roß.
Über Stufen aus wildem Gestein,
die grinsend lagern in steiler Wand,
steigt er allein
in sein mächtiges Sonnenschloß.

Die Reiter sehen ihm seltsam nach
und stoßen leise die Wächter an:
„Durch die Hurenhäuser im ganzen Land
sind wir gezogen mit stillem Brand;
unser König immer voran.
Verändert ist er! Ein fürchtender Mann!

Das fing am dritten Tage an
und wurde schlimmer allgemach,
wie er so finster vor sich sann
und immer mit sich selber sprach.
‚Heimritt' hieß es plötzlich, und dann
ritten wir her wie auf der Flucht –"

Aus dem Blättermeer ragen zerbrochene Äste –
verrollt sind die Wipfelwogen des Sturms.
Die Träume des Turms.
schreiten zum Feste.

Sie waren friedsam und sommerstill.
Aber jetzt reichen sie sich die Hände
zu einer Kette ohne Ende,
die sich zusammenschließen will.

Denn der König wacht
in der Sterne fahlem Schein
jetzt oft die Nacht
dort oben allein
und lacht –
dann tanzen die Träume den Reihn
singend in seine Seele hinein . . .

Junge Glieder blühen in bleichem Gewand,
eine Leuchte glüht in weißer Hand –
„Komm!"
„Laß mich! ich wache über mein Land,
Ich fühl' es leiden, ich hör' es schrein –
ich steh' in all dem Elend mitten.
Ich will nicht weinen, ich bin aus Stein.
Doch ist mir, als käm' es heraufgeglitten . . .

eh' die düsteren Zwölf nicht vorbeigeschritten
und es Morgen wird, schlaf ich nicht ein."

Sie geht mit dem Licht; es versinkt der Schein.

Der König kauert und starrt in die Nacht hinein.

Und hinter sich fühlt er auch die Nacht,
die am Treppengeländer steht,
die tief im Turm auf- und niedergeht,
die hinauf- und hinabsteigt in vielen Gestalten.
Er weiß, daß sie wacht,
daß sie lebt ohne Laut
und daß sie durch alle Fensterspalten
ihren Gestalten ins Auge schaut . . .
Doch wie er das einen Traum nur schilt
und Bild an Bild in ihm verblaßt,
scheucht es ihn auf —
ein Tasten nach der Klinke quillt
aus dem Dunkel —
Am Abgrund fast
steht der zitternde Mann.
Da kommt es heran —
und eine Hand die seine faßt.
Willenlos folgt er und taumelt dann
an das Pfühl. Einen Fremden starrt er an.
„Verzeiht —"
„Was wollt Ihr?"
„Ich hab' Euch erschreckt.

Die Nacht hat meinen Schritt bedeckt
und wie ein Hund an meinem Rock geleckt."

„Was wollt Ihr?"

„Laßt Ihr alles, was Euch drückt,
was Euch Kopf und Schultern bückt,
auf dieser Treppe niedersteigen?
um Euch hier oben nackt zu zeigen
dem wenigen, was Euch beglückt?
Ich traf so manches an dem Schwindelsteg —"

„Was wollt Ihr?"

„Kreuzen Euern Weg!
Ich will euch retten
aus dieser himmelhohen Gruft.
Hört Ihr nicht klirren durch die Luft
bei jedem Schritte Eure Ketten?
Die will ich lösen."

„Was leid' — ich — denn —?"

„Wenn sich ein Sperber aus den Blättern schwingt
zum eisernen Sitz, sein Liedlein singt
und Euch grausame Kunde bringt
von irgendeinem Mädchengeflenn,
von einer, die sie den Huren verhandelt,

von schreitender Pest, Leiden und Mord,
wenn willenloser Traum in wollend Weh sich wandelt –
du hörst nur so ein halbes Wort;
doch deine Seele spinnt es fort
und malt es breit mit brennenden Qualen,
die dir dein Königtum bezahlen.
Siehst du, dort schleicht es wieder herauf.
Mach' nicht so groß die Augen auf!
Du siehst doch nichts als den Feuerschein –
die verkohlenden Leiber siehst du nicht.
Ein Diener von dir, ein rechter Wicht,
hat es angesteckt."

„Ich peitsch' ihn, bis er sich blutig streckt –"

„So recht. Ich glaube, ich kann dich befrein.
Komm!"
– – –
„Auf mein Schloß am Teufelsstein."

„Da liegt doch kein Schloß?"

„'s ist neu gebaut
und steil. Ich weiß, daß dir davor nicht graut.
Der Weg ist nicht weit – was das Tor der Stadt
doch nachts für ein seltsames Aussehen hat –
und die Brücke – die Pfeiler rauschen im Fluß –
den Fels, den man umklettern muß,

drück' ich beiseite — die Tannen steigen
mit auf die Berge mit tragenden Zweigen,
aber hier schreiten sie seitwärts ins Tal —
Krüppelholz — ja, mein Schloß liegt kahl,
doch wohnlich leuchtet der farbige Schein
aus meinen Fenstern. — Nur hier hinein!
Hörst du sie schrein?
Komm! du mußt lernen die Leiden sehn,
du mußt die Blicke blutig tränken.
Krank macht dich nur, daran zu denken.
Hier rollt es ab wie ein Geschehn.
Und mehr! Du darfst dazu nicht ruhn,
du mußt die Wunden selber schlagen.
Dann wird sich an dein blutiges Tun
kein fröstelnder Gedanke wagen —
dann bist du König, dir verhüllt
ist nichts, du gehst durch Gegenwart.
Solang dein Auge darauf starrt,
bleibt es wie ein Gedankenbild.
Du endest es, wenn es erfüllt.
Dort sieh die Leichen, kalt und grau,
sind sie ein Bild des Friedens nicht?
Ich trug sie in die stille Au.
Sie wollten nicht.
Und jetzt, wie glücklich scharen sie sich dicht!

Sieh dort, die sich in Schmerzen winden,
stöhnen und schrein,
sie werden auch hinüberfinden
und wie die Leichen glücklich sein.

Verstehst du mich? — Mehrt ihre Qualen!"

Und Diener packen grausig zu;
das heiße Blut dampft aus den Schalen
und strömt den gierigen Hunden zu.

„Die Mädchen dort in goldnen Ketten
ruhn nachts auf meinen Purpurbetten
als Polster mir und Pfühl —
sie gehn ihr Leben lang in diesen schwülen Räumen
in Ketten nackt, sie kommen wie aus Träumen
mit leidensseligem Gefühl.

Nur wenn einmal in Gier und Blut
ein höchstes Glück aufsteigt zur Flut,
muß die, die mir am Herzen ruht,
in einem Liebesschrei verbluten.
Dann häng' ich ihren toten Leib
hoch über meine toten Gluten."

Still gehn die Kettenträgerinnen.
Schon reißt er eine zu sich her —
Glut, Liebe, Tod ist sein Beginnen.
Die andern gehn. Der Saal ist leer.

Er quält sie bewußtlos in seinem Arm.
Er jauchzt: „Noch ist ihr Körper warm."

Er hat ihr Haar an der Fackel verbrannt,
jetzt packt er des Königs zitternde Hand
und stößt sie ihr tief ins Eingeweide —
der König zerrt es rasend heraus.
In glühendem Grausen stehn sie beide —
da löschen alle Fackeln aus . . .

„Die ist es, die du so lange gesucht,"
hört er den Fremden noch höhnend sagen —
dann ist es, als ob aus stiller Bucht
ihn sanfte Segel heimwärts tragen.

„Allmählich wirst du's noch besser lernen,"
klingt eine Stimme aus Wasserfernen.

Leis steigt sein Boot auf wallender Flut —
ein Ruck — es landet — es ruht
wie festgeklammert mit eherner Kralle,
um die es feucht und schauernd rinnt. —
Auf Nebelwellen treibt Morgenwind
in die dunkle Halle. —

Gebäudemassen, schwarz und ungeheuer,
wie ein Gebirge schlummernd in der Nacht.
Des Schlosses Höfe liegen schlafbewacht –
im düsterſten nur brennt ein magres Feuer.

Die Wache lagert still hinter der Glut.
Die Männer starren auf die dunkle Wand.
Darüber flammt der Kohlenbrand
wie Widerschein von Blut.

Ein Schuhu krächzt. Die Morgennacht ist kalt.
„Jetzt ist das Schreien ganz verhallt."
„Doch horch, das Tappen in den Gängen,
wo sie Leiche zu Leichen hängen."

„Mich grauſt das." Schweigen. Die Kohlen knacken.
Aus den rauchenden Sprüngen Flammen flacken.
„Dumpf ist die Stadt, von Bürgern leer.
Nur Diebsvolk lungert noch umher."

Sie nicken. „Sahſt du das Zittern nicht
gestern in des Königs Gesicht?
Er weiß, in sieben kurzen Tagen
wird ihn der Feind in Fesseln schlagen."

„Schon scheren sie des Berges Rücken,
um den mächtigen Grenzstrom zu überbrücken."
Nasse Nachtluft über das Feuer schauert.
„Es hat am längsten jetzt gedauert!"

„Ist erst im Lande das Siegerheer,
gehen wir über mit Schwert und Speer!"
„Ja!" Wieder schweigen Lust und Pein
die Männer düster in sich hinein.

Im Traum krallt einer ums Schwert die Hand.
Da steigt ein Schatten an der Wand.
Die Wache fährt erschreckt empor —
aus dem Dunkel kommt der König vor.
Seine Krone leuchtet mit blutigem Licht,
und seine Augen rollen verstört.
Seine Stimme ist heiser und grau, er spricht —
„In sieben Tagen — — habt ihr's gehört —?
Was will er vom König, der elende Schuft?"
Hohl hauchen seine Lungen die Luft.
„Er will die Weiber," murrt er im Weiterschleichen —
„wenn er kommt, sind sie alle Leichen —"

Jetzt tappt er fort mit schleppendem Gang.
Er wendet sich noch einmal um:
„Sagt mir, ist der König sehr krank?"
Schauernde Blicke folgen ihm stumm.

Dann graut der Tag. Scheu schleicht es herbei.
Der König und sein Page kommen.
Sie gehen an Treppen und Säulen vorbei,
um deren Sockel Blut geschwommen.

Die schwere Türe zum Leichengang
öffnet er, an der Hand den Knaben,
dann flüstert er bang —
„daß sie die Leichen nicht begraben —

sieh dort den gräßlich stierenden Kopf —
die Beine — am blutigen Haken den Arm —
pst! — Hörst du all das Blutgetropf?"
Er tastet: „Der Mädchenleib ist noch warm."

Er streichelt die Haut. Dann schauert ihn —
„Das Pförtchen öffne! ich muß fliehn.
Der König haßt mich, er wird mich morden.
Er weiß, ich — bin — sein Richter geworden —

nein — — niemals hab' ich nachgegeben —
er ließ mich nur — bis heut — am Leben,
weil er sich — nicht — an meinen — Blick gewagt.
Rasch! — Weißt du, was er gestern gesagt —

Dort drüben war es — bei der Wache —
er schwur — — daß er alle zu Leichen mache —

alle – hörst du – – alle –
eine muß ich retten vom Falle!

Hörst du, ich will sie retten, will fliehn
zum Rächerkönig über den Fluß.
Er soll – noch heute – zu Felde ziehn – –
mach', Knabe, weil ich eilen muß,
am Abend erst –"
In den Nebelregen hinein
flieht der König zum Grenzstrom den einsamen Pfad –
er lächelt – – eine selige Tat
wirft in die Seele ihm Widerschein – –

Die Träume des Turms? – Eine Geierschar
kam spät bei Nacht heraufgeflogen
hoch über des Parkes kahles Geäst.
Es troff ihr graues Federhaar.
Sie trugen die Krone, von Flußtang durchzogen,
und rollten sie kreischend in ihr Nest. –

Der Blinde

Ein Bruchstück

Frühlingszeit.
Auf der Stadtwiese ist Volkslustbarkeit.
Zelt an Zelt:
Gaukler und Dirnen, Krämer und Schenken.
Tanzrasen, auf dem sich die Paare schwenken.
Lärm. Und Musik, die den Lärm übergellt.

Ausschreier. Ein Gitter mit wilden Tieren,
die durchs Gewoge der Menge brüllen.
Ein Schützenstand: willst du die Armbrust probieren?
Ein Weinzelt: laß dir den Stiefel füllen
und leer' ihn aus ohne abzusetzen —
die Zeche ist frei, wenn du es kannst!
Ein Freßhaus: dir den Gaumen zu letzen
und, wenn du willst, dir zu sprengen den Wanst!

Alles: Kraftproben, Wettlaufbahnen,
Zauberkünstler, Seiltänzer, ein Riese,
Fischhändler, Zuckersieder. Wimpel und Fahnen.
Fettrauch und Blühwind weht über die Wiese.

Ein Wahrsager hat abseits vom Lärm seinen Platz,
von Menschen umdrängt. Er weiß deinen Schatz,
dein Geld, deine Zukunft. Herbei, ihr Leut'!
Ich sag' euch wahr, kenne morgen wie heut!

Der Alte sagt jedem seinen Spruch,
halb Sinn, halb Unsinn, halb Segen, halb Fluch,
halb platteste Alltäglichkeit,
halb geheimnisverschleiert wie kommende Zeit,
halb belustigend — man hört weit
die Leute lachen, wenn er prophezeit —
halb zum Erschrecken und drohend. Doch stets weise verhüllt,
damit sich immer sein Säckel füllt
und keiner aus Furcht, Schlimmes zu hören,
sich fernhält. Doch weiß er manches, das will ich schwören.

Kurz: er versteht das Prophetengewerbe,
sagt sicher niemandem, wann er sterbe;
aber jedem, wann Geld ihm winkt,
das dann in seinen Kasten springt.

Drei Fremde, junge Männer von Ansehn in Bürgergewand,
lehnen an seines Tisches Rand,
schon lange unschlüssig.

Alles wendet sich jetzt:
ein Bär kommt, der aufrecht geht, tanzt und sich setzt.

Um den Tisch des Alten wird's leer. Da wagt
der Jüngste sein Schicksal, wirft Geld hin und fragt.
Der Alte sagt achtlos: zeig' mir die Hand!
Und — wie um nur erst etwas zu sagen,

während er forscht, was noch unbekannt —
lächelt er, den Blick in die Hand gebannt:
„Nie wirst du eine Krone tragen!“

Und schreckt auf. Denn der reißt die Hand zurück,
steht bleich. Der Alte verbeugt sich tief.
„Ich will nichts hören von meinem Geschick,
nichts vorausſehn!“

„Auch nicht dein Glück?
den Platz, auf den dich das Schicksal rief?“

„Nein, nichts!“

„Wie du willst, wirds geschehn:
du wirst dein Schicksal nicht sehn!“

Am Nachtigallenwalde steht ein Palast,
aufragend über ein Blütenmeer.
Der Abendwind streift über Blumenflut her
und trägt den Duft, den sein Wehen faßt,
in offene Fenster, ins offene Tor
und wirbelt ihn zu den Balkonen empor.

Dann steigt der Vollmond über den Wald,
aus allen Büschen und Bäumen schallt
Nachtigallengesang
viele Stunden lang —
am Altan tritt eine dunkle Gestalt
geführt in die Nacht und lauscht,
ruht auf seidenen Kissen und lauscht,
bis das Schweigen kommt und der Morgenwind rauscht.

Oft singt am Tage in Sonnenstille
eine Frauenstimme in dem Palast;
heiß steigt der Duft der Blütenfülle
in den Sonnenglast.
Auch hört man Flöten und Geigen:
einsam klingt es ins lichte Schweigen.

Tritt ein — die Herrschaft fuhr aus —
und besieh das Haus!

Überall in den Gängen, von Türe zu Türe,
an den Treppenhauswänden
hängen samtene Schnüre;
führen hinaus zum Balkon, gehn durch Zimmer und Saal.

Nirgends Bilder und Schmuck. Alles ist kahl.
Die Wände eintönig grau. Kein Vorhang. Und nichts
als ein paar spärliche Leuchter als Träger des Lichts.
Aber weiche Teppiche überall hingebreitet,
und duftende Blumen einsam in jedem Gemach.

Wer lebt hier? wer schreitet
durch die Hallen suchend den Blütengerüchen nach?

Rauschende Brunnen im Flur.
Hier üppige Bäder, umstanden von atmenden Pflanzen.
Eine zeigerlose sekundenklingende Uhr.

Ein ganz leerer Saal?

Für ein Paar zum Tanzen.

Wer wohnt in dem Schloß?

Ihm ist es ein Hallen von Räumen
oder auf Teppichen ein lautloses Gehen in Raum.

Ihm ist es lichtlose Nacht voll duftend und klingenden Träumen
oder, um ihn gebaut, eine Schale voll Seele und Traum.
Er hört die klingende Uhr, die Geigen, die Nachtigallen:
sie klingen ihm wider die Wand und den Wald und die Welt.
Aus dem Schwingen der Töne wölben sich Wände und Hallen,
über ihn steigt aus Waldrauschen das Wolkenzelt.
Einer Fliege Gesumm an der Scheibe ist ihm Fensterhelle,
leuchtende Wiesenbreite dahinter und Horizont.
Seine Haut fühlt den Wind, fühlt im See die Kühle der Welle —
und an ihrer Weichheit, daß sie der Sommer besonnt.

Düfte sind für ihn Farben, wie sie kein Maler noch sah,
edelsteinleuchtend, seiden wie alte Gewänder,
stark, ungemischt, unbeschreibbar rein sind sie da.

Stürzende Tiefe ist ihm ein Griff an das schräge Geländer.
Sein Liegen fühlt auf sich Gewölbe als Last.
Unsichtbar hallende Seele ist ihm der Palast:
er fühlt ihn aus Raum und Stein aufstehn aus dem Grunde,
fühlt ihn aus Raum und Stein sich stellen um Treppen und Gänge,
fühlt ihn aus Raum und Stein sich erheben zur Runde
des gekuppelten Dachs hoch über dem Kammergedränge.

Aber er ist nicht allein
in diesen Würfeln aus Raum und Stein,
deren Gestalt und Kühle über sein Antlitz weht,
wenn er an Geländern und Schnüren still durch die Gänge
geht.
Um ihn sind unsichtbar geschäftige Hände,
unhörbare Füße, die laufen und schaffen und bringen;
dienstbar sind Böden und Wände,
wenn seine Raumstimme spricht und seine Befehle erklingen.

Nicht allein durchlebt er die Zeit, gegen deren Hinrinnen
keine Mauer schützt, die alles durchdringt,
die wie Wind hinfließt hoch über die sonnigen Zinnen,
und wie Stillesummen in den Gemächern innen,
die bei Nacht wie Nagen des Holzwurms klingt.

Um ihn ist eine Wärme, ein Atemhauch, ein Berühren,
eine weiche Stimme, die zu ihm spricht oder singt,
die er kommen fühlt, als öffneten sich alle Türen,
auch wenn sie schweigt — bis ein seliges Berühren
seinen Mund drückt und ihn mit Armen umschlingt.

Schon hör' ich Pferdegetrappel und Wagengeroll.
Da niemand uns hier antreffen soll,
schnell dort hinaus!
Der Königssohn tritt geführt in sein Haus.
Ein Bote wartet am Tor,
verneigt sich. Die Führerin flüstert dem Prinzen ins Ohr.
Der spricht, die Lider geschlossen: „Was bringst du?" „Hier!"
und schiebt in die Hand des Prinzen ein gesiegelt Papier.
Der nickt. Sie gehen hinein. Es schließt das Tor.

„Sind wir allein?" „Ja," sagt das Mädchen. „Lies vor!"

Und er hört: der König, erkrankt, entbietet den Sohn.
Er fühlt seinen Tod. Der Blinde besteigt den Thron.
Der König hat Räte bestellt und treue Wachen.
Keiner soll wagen, den Blinden als Herrn zu verlachen
oder ungehorsam zu sein. Augen sind für ihn bereit,
die statt seiner sehn. Doch sein Haupt soll regieren.
Weise, aus Dunkelheit,
unverwirrt soll es die Zügel führen.
„Wirf von dir, Sohn, jetzt Stille und Einsamkeit!
Dich fordert die Zeit.
Schon streckt dein Schwäher kühn die Hand nach der Krone.
Ich aber will dich, meinen Sohn, nach mir auf dem Throne!"

Starr steht die dunkle Gestalt.
In sich, wie ums Zepter, geballt
die Rechte.
— — — — — — — — —

Er – – – – – – – – –
spricht noch immer und wacht,
lebt, will sich hören.
Weit ist's nach Mitternacht.
Keiner wagt ihn zu stören.

Lärm unten am Tor.
Ein Wagen rollt vor.
Zwei Ritter kommen den Prinzen zu holen
nach der Königsstadt.
Der Sterbende hab' es befohlen,
den der Tod schon am Arme hat.

Der Prinz steigt ein.
Glocken über dem Lande nah und fern –
schied der König? ward er schon zum Herrn?
Dann soll er – war des Sterbenden Wille – gefeit zu sein
gegen Dolche und giftige Schlangen,
zuerst die Krone empfangen.
Zum Dom!
– – – – – – – –

„Wo sind wir?" „Am Dom!" „Wie weit ist die Zeit?"

„Morgen. Der Priester wartet. Seid Ihr bereit?"

„Morgen? Ich fühle kein Licht in der Luft,
keinen Frühtauduft —
Nachtatem von Baum und Strauch,
Mondkühle und Fackelrauch."

„Ihr täuscht Euch, Herr. Es ist Tag."

Der Prinz hält den Wagenschlag:
„Wo sind wir?"

„Am Tor
der Kirche, Herr!"

„Mir kommt vor,
wir stünden auf Feldweg an Wald
und dunklem Gemäuer, durch das Schreiten schallt."

„Du trittst in die Kirche ein."

„Wie niedrig der Raum heut, wie klein!
Wie leer unsrer Schritte Schall,
wie dumpf der Widerhall!“
— — —

Der Prinz, von zwei Händen geleitet,
fühlt, wie er schreitet,
fühlt, wie er wächst und sich streckt,
wie die Nüchternheit schwindet,
wie Stolz in ihm sich reckt
und den Frost überwindet,
der seine Nacht überfiel.

Vorwärts führt ihn sein Ziel,
der Altar mit dem goldenen Reifen,
danach zu greifen.

Erinnerung aus Jugendtagen
baut um ihn den mächtigen Raum
des Doms, die Säulen, die ragen —
in ihm wird es hell wie Traum.
Er sieht des Volkes Gedränge
um sich, die kniende Menge,
Sonne an Säulen und Wänden,
den Priester, die Krone in Händen,
und sich dicht vor dem Altar.

Er fühlt, wie auf Stirn und Haar
der Goldreif sich senkt –

da springt ein Schein
wie ein zuckender Blitz in sein Herz hinein,
durchstrahlt ihn schmerzend vom Fuß bis zu Hauptes Höhe.
Er fühlt sich sinken und ruft: „Ich sehe –"
– – –

Wer hat ihn geholt aus Nacht in Nacht?
Wer hat ihn zur Krönung gebracht?
Eine Sage meldet, ein altes Lied,
der Prinz sei verschwunden
am Morgen, da der König verschied.
Niemand hat je seinen Leichnam gefunden.

König Kind

Ein Bruchstück

Im Lande rings war Krieg und Not.
Ein blutiger Königsnamen
stand auf roten Bannern, schwertflammenumloht.
Alle, die für ihn zu streiten kamen,
grüßte der Tod.

Und im Schloß, wo die Pferde der Boten hielten,
sahen Fenster hoch in den Hof hinein,
in deren weitem Innenschein
zwei kleine Händchen spielten.
Ab und zu bei der Hufe Geklopf
auf den glatten Torgangsteinen
erschien an den Fenstern ein Lockenkopf.
Dann neigte sich, was im Hofe stand,
die Männer sprangen vom Brunnenrand,
und es dankte eine Kinderhand
mit funkelnden Edelsteinen . . .

Die Balladen

Der Tod des Wü-Hang-Tsi

Die Schlacht ist geendet. Die Trommeln verhallten.
Nacht deckt die Toten und das Feld.
Nur Wachen gehn. Und am Lichtschein im Zelt
— dessen purpurne Seidenfalten
Windhauch bewegt — sitzt Wü-Hang-Tsi, der Sieger,
der Feldherr, der allmächtige Krieger.
Sein Haar, sein Gesicht, seine Augen sind grau.
Sein Prunkrock ist rissig. Nie hat eine Frau
den Alten umarmt, der allen befiehlt:
dem Sklaven, dem Kaiser, der Gewalt, dem Verrat.
Um seine blutlosen Lippen spielt
boshafte Freude. Vollbracht ist die Tat:
Der größte Feind, den das Land ihm getragen,
der Jugendfreund, den er ein Leben gehaßt,
ist besiegt und erniedrigt, vielleicht erschlagen —
den Gewalt nicht warf, List hat ihn gefaßt!

Die Drachenbilder des Vorhangs bewegen
die goldenen Schweife, die Schuppen und Klaun.
In offenem Mantel, jung, sehnig und braun,
tritt ein Hauptmann daraus dem Feldherrn entgegen
und beugt das Knie. Da lächelt der Graue,
hebt die augenbeschattende Braue,
lädt ihn zum Sitzen, nickt und spricht:
„Den Becher bringe, den Wein noch nicht!

Erst wenn das Haupt des Aufruhrs fiel
und blutig mich angrinst hier im Zelt,
bin ich der Sieger, steh' ich am Ziel,
ist der Kaiser wieder der Herr der Welt!
Zwar der größte Feind, den das Land mir getragen,
der Lachende, den ich mein Leben gehaßt,
ist blutig besiegt. Doch bis er erschlagen
und sein Haupt mir gebracht wird, hab' ich nicht Rast."

Und er sinnt: „Wir wuchsen zusammen auf,
beide aus adligen Häusern entstammt,
beide von Waffenehrgeiz entflammt,
im Garten des Kaisers. Und er stieg hinauf
die Stufen des Ruhms. Schön war er und groß,
seine Rede betörend. So fiel ihm das Los
und die Gnade des Herrschers. Ich stand zurück.
Aber dann wandte sich Glanz und Glück,
weil der Stolze die Demut vergaß!
Seine Gnade versiegte, ich wuchs empor,
bis ich an seiner Stelle saß
und er den Aufruhr führte, der Tor!
Der Größte, den jetzt die Erde getragen,
wurd' er, wenn er die Stunde erfaßt.
Aber der Übermut hat ihn geschlagen.
Ich war ein Narr, daß ich je ihn gehaßt!"

Der Hauptmann spricht leise: „Ich hab' ihn bewundert,
den gewaltigen Mann, deinen größten Feind —

ein Auge so hell, wie die Sonne scheint,
und eine Gestalt hoch über den Hundert.
Heut ging ich ihn an, doch vor seinem Blick,
dem mild und starken, wich ich zurück.
Mich faßte Scheu. Das tat nicht sein Schwert.
Mich brannte sein Adel und sein Wert.
Er war umringt. Es war nicht schwer,
mit seinem Blute die Erde zu röten,
wohl zwanzig waren um ihn her.
Aber ich wollte den Helden nicht töten!
Denn der herrlichste Mann, den die Erde getragen,
den kein Krieger, der je ihn gesehen, mehr haßt,
der wird nur von einem Niedren erschlagen,
den seines Blickes Gewalt nicht faßt."

Der Alte springt auf; es klirren die Becher,
es schwankt der Tisch: „Verhöhnst du mich, Narr?"
Da wird der andere leblos, starr,
blickt fern und leer wie ein trunkener Zecher,
und es haucht aus ihm eine fremde Stimme:
„Was zürnst du dem Hauptmann mit törichtem Grimme?
Er hat nichts versäumt. Ich ward ja erschlagen.
Geh deine listigen Fanghunde fragen!
Unten am Bache lieg' ich im Blut.
Unsere Freundschaft ist blutrot besiegelt.
Aber, Grauer, wahre dich gut!
Denn meinen Geist hat das Sterben beflügelt.
Als Freunde zugleich hat die Welt uns getragen,
wir haben zugleich uns bekämpft und gehaßt.

Nun aber soll uns beide erschlagen
der gleiche Tag. Deshalb komm' ich zu Gast.

Noch eh' sie dir bringen konnten mein Haupt,
das bald dich angrinst in deinem Zelt,
fand ich Stimme und einen Arm, der dich fällt
und den Kranz von der grauen Stirne dir raubt!"
Nach dem Gehänge tasten die Hände
des Hauptmanns, lösen das Schwert von der Lende;
Hohnfreude leuchtet und läuft wie ein Blick
am Stahl und ins Geisterauge zurück:
„Ich, Grauer, ich habe das Leben genossen,
mir gaben die Frauen Krone und Kranz!
Was tatest du? Du schlichst verdrossen,
ein Schatten, durch den leuchtenden Glanz!
Und lieg' ich auch heut auf der Walstatt erschlagen,
weil mich ein listiger Feind gehaßt,
wer war glücklicher, den die Erde getragen,
als ich, dessen Geist seinen Gegner noch faßt?"

„Hund!" schreit der Alte, „noch leuchtet mein Tag!
Aber du wirst vergehn und verschwinden,
wirst keinen Mund zum Drohen mehr finden!
Nieder den Knecht!" Doch da fällt schon der Schlag
des blitzenden Schwerts aus des Hauptmanns Hand.
Der Alte faßt blutend die Falten der Wand —
anstarrt er sterbend den seltsamen Boten,
der jäh hinsinkt wie ein Toter zu Toten.

Dann horcht er. Vom Lager kommt Lärmen und Schrein,
das durch Zeltgassen wachsend sich windet;
ein Arm streckt ein herrliches Haupt herein;
eine Stimme im Vorhang tönt und verkündet:
„Einen Helden, wie keinen die Erde getragen,
hat die Sichel des Todes erfaßt,
unten am Bache liegt er erschlagen.
Tot grüßt dich sein Haupt, das dich lebend gehaßt!"

Der Haß des Giovanni Doria

Ich brachte dir, Maria, vieles Leid,
als ich dich liebte. Ferne liegt die Zeit.
Mit frechen Buhlerinnen kränkt' ich dich,
und Edelfrauen reichten mir den Kranz,
die Bauerndirnen führt' ich fort vom Tanz,
in braun und blonde Haare wühlt' ich mich.
Treulos, Maria, war nicht nur mein Leib —
auch meine Seele, die Gefährten fand,
daß mir dein Bild oft nebelfern entschwand;
ich war so selig frei von dir, mein Weib,

als ich dich liebte. Sieh, nun haß' ich dich.
Jetzt juble auf! Denn jetzt bin ich gebunden
an dich allein. Tags, nachts, zu allen Stunden
martr' ich mit jeglichem Gedanken dich
und bin ganz einsam. Die ich liebe, stieß
ich von mir fort, seh' keine Dirne an,
weil ich von diesem Haß nicht lassen kann,
der mich fast tötet. Und ich will nur dies:
dir unverbrüchlich Treue halten, daß
er klar und unantastbar sei, mein Haß!

Maria, du mein Weib, ich bin nur dein!
Spähe mein Leben aus: ich bin allein.

Öffne mit feinem Schlüſſel meine Truhn!
Längſt ſind ſie leer von Glück. Frohlocke nun!
Iſt auch ein heitrer Lebensmut zerſtört,
du weißt, daß dir ein bittrer Menſch gehört,
der fern von dir dein jede Stunde denkt
und dich mit grauſamen Gedanken kränkt,
der ſich nach dir ſehnt ohne Unterlaß;
denn all, was Liebe war in ihm, ward Haß.

Feuerzauber

Ich weiß, daß du eine unsterbliche Seele bist!
Aber die unsterbliche Seele, mein lieber Christ,
durch den Leib an die Raumwelt gebunden ist;
und in der Raumwelt gibt es allerlei Zangen,
die, man sollt' es kaum glauben, gar Feuer fangen.

Sieh her! Wenn wir damit den Leib berühren,
tut es gleich die unsterbliche Seele spüren;
es fährt kurios in sie hinein
und zurück in den Leib. Der fängt an zu schrein
und gesteht als der Seele treuer Knecht
all ihre Sünden, und das ist recht!

Komm! laß dem Leibe ein wenig schmeicheln!
Ich will dich ja einstweilen nur streicheln,
nicht kneifen, nein!
nur so ein ganz klein wenig ins Bein.

Ja, ja, es brennt. Man riecht es auch schon.
Es gibt so einen zischbratzligen Ton,
wie wenn ein Fleischstück in der Pfanne
in aufgeregtem Fette schwimmt,

das ziſcht und ſprützt, als wär's ergrimmt,
und hin- und herfährt in der Wanne.

Geſtehe nun, mein lieber Chriſt,
ob du nicht doch ein Ketzer biſt!
Und tuſt du dich dagegen verſteifen,
werd' ich ein wenig feſter kneifen.

Stoffel! es dauert mir ſchon zu lange.
Wärme mir eine friſche Zange! —

Abt Mangold und der Reichenauer Fischer

„Wo bin ich jetzt?" frug der Geblendete,
der aus steinkühler feuchter Mauertiefe,
die ihre Nacht um ihn verschwendete,
emporgeführt ward. Er hört Schlüssel klirren,
trinkt Wärme, Luft. Doch ihn verwirren
die Mauern, die er fühlt in Atemnähe:
Rundwände, über sich Gewölbehöhe —
von Stein umgeben steht er starr wie Stein,
die Hand nach dem Geräusch erhoben.
Sie wird erfaßt und zieht ihn leicht nach oben
ins Raunen einer Halle ein.

Die Führerhand läßt los. Ein Schritt verhallt.
Er sieht den Hall wie einen Schatten gleiten,
der fortgeht, um den Raum zu weiten,
bis dorthin, wo der Raum entgegenschallt:
von Stimmen, die unten an hohen Wänden
wie schwankes Korn sich hin- und widerwenden. —
Mit einemmal
erlöschen sie in dem turmhohen Saal,
in dem ihr Nichts wie Wärme steigt nach oben.
Hat eine Hand sich zum Befehl erhoben?
Ein Auge sich, ein Arm emporgerichtet?
Das Lautgewirr ist wie vom Beil gelichtet.

Der Blinde weiß: herschallend durch den Raum
wird eine Stimme Boden, Wand, Gewölbe
und ihn berühren, ihn wie Alp im Traum
ungreifbar packen und umkrall'n, dieselbe,
die erst vor Wochen zornesvoll
aus einem harten bärtigen Munde scholl
und jäh befahl, das Aug' ihm auszuglühn;
die ihn in Nacht stieß, weil er einst gefischt
in der verbotenen Bucht — wo still und grün
die großen Fische überm Grunde stehn,
denen man täglich auf den Spiegel tischt
ein Mahl, zu dem sie kaum die Augen drehn,
bis es hinabsinkt und sie es erschnappen
schwanzwendend und mit leichtem Flossenschwappen ...

Die Stimme kommt — gebärden-, antlitzlos,
wie aus verworrener Seele grauem Schoß,
wie aus bildlosem Sein, als würde Klang
unräumiger Willen, körperloser Drang:
„Du fragst, wo du jetzt bist. Im Herrensaal.
Das Klirren, das du hörtest, war das Mahl,
das unserem Heiligen gilt, der auf dem Pfade
der Milde vorging; also üb' ich Gnade:
und was auch deine Schuld und Fehle sei,
ich kürze dein Gefängnis, du bist frei.
Zwar weiß ich wohl, ich habe dir fürs Leben
noch einen andern Kerker mitgegeben,
zu dem ich keinen Schlüssel habe, Mann,
aus dem selbst ich dich nicht befreien kann.

Doch soll's an Brot und Wein dir nie gebrechen:
du magst hier alltags essen, festtags zechen
bei uns, die wir für dich jetzt nichts mehr sind als Schall.
Ruft ihm ein Heil!" – „Hei – eilll!" ruft's wie Widerhall.
„Führt ihn hinweg!"

Der Hallschritt schreitet her.
Die Hand ist da. Nun aber hält nicht mehr
der langgebundene Laut in diesem Fühlen,
in diesem Nachtsein, diesem Zeitzerwühlen,
in dieser Seele, die ferneverlassen
nur hören kann und Nächstes tastend fassen.
Erst hebt es an als Keuchen – Laute brechen
wie Steine los, die talwärts fallen –
es ist ein Hauchen, Gurgeln, Zischen, Lallen –
nun hört die Stimme sich und wird zum Sprechen,
durchdringt den Leib, wird Antlitz und Gebärde,
wird Schreiten über die gesteinte Erde:
„Herr Abt! Ihr spottet über mich. Ich sehe
wohl mehr als Ihr. Zwar Ferne nicht, doch Nähe.
Mein letzter Blick, eh' sie mein Aug' ausbrannten,
ging in Seetiefe, die sich blau verhüllt;
zwei Silberflossen sah ich, die drin schwanden –
in Nacht und glühenden Schmerz versank das Bild.
Als dann der Schmerz ging und die Nacht nur blieb,
war rings die Flut um mich emporgestiegen,
in deren Ziehen alles zu mir trieb,
wie Dinge, die im Raum der Strömung liegen.
Mir ist nun so, als könn' ich alles greifen

und alles müsse an mich streifen.
Ich fühl' Euch stehn allein in weitem Kreis,
um Euch spielt Licht mit seiner warmen Welle.
Weicht nicht zurück! Kommt näher her! Ich weiß
ein Flutgeheimnis. Bleibt auf dieser Stelle!
Ich sage Euch ins Ohr von einem Traum,
der Euch betrifft —"

„Ihr alle dort, gebt Raum!
Nun? Hier an deinem Munde ist mein Ohr."

Der Blinde spricht: „Sieh vor der Flut dich vor!
Ich sah im Traum, du sankest plötzlich ab
und fandest auf dem Grund ein jähes Grab."

„Ich schwimme gut. Wie sollte das wohl sein?"

„Höre nur, Herr! Du tauchst zum Spiel hinein.
Du freust dich an der grünen Schillertiefe,
dem breiten Lichtgewog, den Schattenfischen,
Seeranken, überschlammtem Stein dazwischen.
Da ist dir, als ob fern der Tag dich riefe —
du willst empor — allein dich hält die Tiefe,
die augenlose, würgend schon um Nacken

und Hals mit Tanggeſtrüpp, mit Strömungszug,
der weiterzieht, wie er hinab dich trug. —
Mit ausgereckten Felſenzacken
oder mit Händen —"

Aufgellend ſtürzt ein jäher Schrei,
von allen Wänden.
Grauſende Schritte ſtolpern rings herbei
zu einem Ringen, das am Stein ſich windet.
Der Blinde fühlt, wie dem der Atem ſchwindet,
dem er den Hals mit ſeinen Händen bricht.
Die Todeswunden, die auf Kopf und Rücken
ihm, dumpf wie Steinſchlag, fallen, fühlt er nicht.
Das übertäubt der Krampf, das Halszudrücken,
das Klammern, daß kein Abt den Fiſch erlöſe — —

Nun ſchlingt der Strudel tiefer ihn hinab,
ſchlägt ihn mit fernverworrenem Getöſe
an ſcharfe Zacken, daß er in der Flut
ganz ſeltſam fließen fühlt ſein warmes Blut.
Was kümmert's ihn in ſeinem Waſſerſchlund!
Er hält den Fang. Sie ſind am Grund. —

Longwood

Tragödien Voltaires, Dienerstreitigkeiten,
kein Blick in öde Landschaft, Postenschritt,
der Arzt, der Schreiber dann: die großen Zeiten —
Gewesenes wie er, das längst vorüberglitt.

Leben nur dies: die ewig wiederholten
Reden und Szenen, die er früh schon las —
noch ehe sie die Marseillaise johlten,
als noch auf Frankreichs Thron ein König saß,

auf Frankreichs Thron, den er wie Traum bestiegen,
den er erhöht, von dem er längst gestürzt,
da wie ein Märchen schon der Ruhm von seinen Siegen
dem Volk im Almanach die Abendstunden kürzt.

Er liest. Gelangweilt sitzt um ihn sein Hofgesinde,
das diese Szenen hundertmal gehört,
indes der Lesende wie auf metallnem Winde
durch Pathosszenen von Gespenstern fährt.

Er glüht und lebt. Der Rhythmus trägt ihn noch,
so hart er ihn skandiert, wie Schritt der Pferde.
Sein Auge blitzt. Er ist es, der das Joch
als Herr gelegt auf das Genick der Erde.

Er selbst ist Mahomet, ist Cyrus. Ihn umringt
plötzlich die Fülle redender Gestalten,
die kniend ihm ihr Blut zum Opfer bringt —
da sieht er auf und sieht in die gleichgültig kalten

Gesichter seiner Hörer, schweigt und geht,
das Buch noch in der Hand, ins nächste Zimmer,
wo mit geschweiftem Fuß zierlich ein Schreibpult steht,
drauf zweier Kerzen unbewegter Schimmer.

Und er diktiert: ruhmtrunkene, große Worte,
als könnten sie die Welt noch einmal zwingen,
als könnten sie durch seines Kerkers Pforte
ihm die verlorenen Reiche wiederbringen;

er unterwirft mit zuckenden Gedanken
den Erdkreis, den sein junges Haupt bezwungen —
das ist sein Leben: ein Erglühn des Kranken
in Dialogen und Erinnerungen.

Mit ihnen wacht er jede Nacht. Dann hört
er rings den Wind um seinen Felsenstein
und fröstelt, vom Verlorenen aufgestört
und noch erregt, grau in den Morgenschein.

Der Dreſcher von Maſuren

Eine Sage gibt's in Maſurenland:
Scheunen ſtehen in lichtem Brand;
ein Dach iſt geſtürzt, Heu, Korn und Stroh
praſſeln empor und flammen loh.
Der Atem des Rauchs kommt beizend und heiß,
das Gras verkohlt rings. In weitem Kreis,
zuckend erleuchtet vor raumloſer Nacht,
wie aus lauter Schrecken zuſammengebracht,
ſtehen Menſchen umher, ſtill, tatlos, ſtumm —
keiner regt ſich, keiner ſieht um,
aber jeder vernimmt in der Ebene den Tritt,
jeder fühlt den landweiten Schritt,
findet auch keiner am Morgen die Spuren,
den Schritt des Dreſchers, des Geſpenſts von Maſuren.

Es heißt, er kommt, den keiner gern nennt,
immer, wenn irgendwo Frucht verbrennt.
Das Feuer erbebt vor ſeinem Nahn,
die Flammen beugen ſich, die ihn ſahn,
am Boden windet ſich der Rauch,
wenn er hineintritt. So iſt's hier auch.
Als ob nichts ihn glühe, nichts ihn verbrenne,
ſteht ein Schatten, von Feuer umhüllt, auf der Tenne
und driſcht die Garben von Flammen und Funken,

bis alles zu Asche zusammengesunken.
Man hört — ganz deutlich — wie er drischt,
und sieht, wie langsam die Flamme erlischt.
Dann bläst ein Sturm die Asche des Brandes
in alle Weiten masurischen Landes,
daß von der Glut, die der Drescher zerschlagen,
die Acker doppelte Ernte tragen. —
Die Tenne war Ostpreußenland,
Heere der Flegel in seiner Hand,
der russische Feind war der Brand, den er schlug,
des Asche der Sturm auf die Acker trug.
Wohl ruht auf Schlachtfeldern Mann bei Mann —
hier ist einer, der's besser kann:
in Masurenland ruht Heer bei Heer,
zweimalhunderttausend und mehr.

Geht wieder blank durch die Schollen der Pflug,
gräbt er Waffen auf, die der Feuerbrand trug,
gräbt er Knochen auf, die der Drescher zerschlug.
Wenn dann der Bauer den Fund beschaut,
ist es, als ob es von Wolken graut,
als ob es sich riesig zusammenballt
zu eines Helden dunkler Gestalt:
drohend über den preußischen Fluren
steht der gewaltige Drescher, das Gespenst von Masuren.

Firdusi

Der Traum

Zu Firdusi kam am sonnig-heitern
Frühlingstag die Liebste. In der Laube,
unter Rosen schreibend, saß der Dichter,
blickte lächelnd auf bei ihren Schritten,
daß die Blicke ineinander tauchten,
daß nichts war als ihrer beider Augen;
und sie mit der sanften Hand berührend,
die noch eben hinglitt über Verse,
lud er sie zum Sitzen. Doch sie wehrte:
„Laß mich erst dir meinen Traum erzählen!"

Und Firdusi lauschte. Ihren Träumen
war sein Geist am tiefsten zugewendet,
weil ihr Traum den Weg fand in die Länder,
die sein wacher Geist erflog, erkämpfte.

Und sie sprach: „Ich las in deinem Buche.
Wie in goldnen Wolken schwebt' ich lesend
und saß doch am Fenster auf dem Schemel.
Weicher Wind umspielte meine Haare,
und doch war die Luft rings still und reglos.
Deine Wange lehnte an der meinen,
daß ich deines Blutes Wärme fühlte,

daß ich deine dunklen Augen fühlte
mit mir niedersehen auf die Blätter,
mit den meinen still hinübergleiten
auf ein neues Blatt, sobald ich wandte —
und doch warst du fern in dieser Stunde,
und doch sah dein Aug' in dieser Stunde
groß ins Dunkel oder in die Sterne.

Weiter las ich und vergaß dein Nahsein
über deinen Versen, mein Geliebter.
Aber sieh, da mußt' ich innehalten:
denn zu Blumen wurden alle Worte,
alle Zeilen dufteten und blühten,
Vogelstimmen klangen in den Blättern.
Aus dem aufgeschlagenen Buche kam der
Frühling, mich umarmend, mir entgegen.
Und ich schloß in meinem Traum die Augen
vor der Überfülle all des Blühens."

Leise senkt ein Mensch die stille Stirne,
Stirn aus Staub, ein Mensch, vergänglich, sterblich,
nichts — nach einem kurzen Erdenwandel;
senkt die Stirn bescheiden und errötend,
hebt die Stirne, trunken, stolz und glühend.
Denn er weiß: sein armes Haupt aus Staube
wird, wenn es zerfallen, sehn mit Augen,
die unsterblich sind, sprechen mit Lippen,

die niemals verstummen, in den Seelen
ruhn, ein Haupt aus Geist.

Und heißer küßt er
die Geliebte. Denn ihn dünkt, das Schönste
sei sein kurzes Leben auf der Erde.

Der Brief

Liebste, du! für immer mir Verbundene!
Deren Leib mit meinem Leib verschmolzen
in ein einzig Wesen, in ein Fühlen,
ein Verbundensein von vielen Gliedern;
einen Gott, der alles Glück der Erde
in vier Händen hält, es nie zu lassen;
dessen Blut, getrieben von zwei Herzen,
selige Haut erwärmt; des Doppelhaupt
Augen auftut, die einander trinken
mit den traumhaft unbewegten Blicken,
und das Staunen denkt, daß solche Wonne
aus zwei armen Menschen werden konnte,
weil sie sich umfaßten, ineinander
zeugend sanken und durch viele Monde
der Umarmungen zusammenheilten
da, wo sie die Lebenswunde trugen —

Liebste, du! mein Weib! Nun bin ich einsam
und muß manche Woche dein entbehren.
Einsam geh' ich durch die Menschen, einsam
in den tageslärmerfüllten Gassen,
einsam unter Bäumen, meinen Freunden,
die das Abendrot erwärmt. Im Hause,
wo ich deines Schritts so oft gewartet,

wo dein Rühren an den Türgriff heiß mich
schon durchzuckte, daß die Qual des Wartens
in der Flamme Seligkeit verbrannte,
ist es still und leer. Die Treppen knarren
nicht von deinem Schritt, die Türen gehen
seelenlos. Ich aber steh' und sinne,
wie wir jenes eine Wesen wurden,
das nun leidet über viele Länder.

Erst wohl fingst du mich im Netz der Sinne,
mit den dunklen Augen, dunklen Locken,
mit dem Atem deines jungen Leibes.
Und noch dachtest du an flüchtige Kurzweil,
an ein Spiel von Wochen oder Monden,
das ein leichtes Scheiden enden würde,
süß-wehmütig, aber doch zu tragen.
Sieh, da warf ich dir das Netz der Seele,
daraus nichts entflieht. Das schlang unlösbar
seine Maschen, Liebste, um uns beide.
Und ein Zauber wirkt: das Netz der Sinne
ist nun eines mit dem Netz der Seele. —

Das Ungeborene

Seit drei Monden war Gazelle schwanger.
Still, demütig-stolz trug sie das Wunder.
In ihr war Firdusi, ihn gebären
sollte sie, den Ewigen, der sie liebte.
Jetzt gehörte er ihr ganz. Da glitt sie,
als sie aus dem Haus trat, fiel, schrie auf.

Wankend stöhnend kam sie bis zum Lager.
Blutend und in wehen Krämpfen lag sie.
Schmerz des Leibes und der Seele rangen
um die Arme — bis sie endlich traurig
wieder an Firdusis Arm hinausging
in den Frühling und den Duft der Blumen.

„Warum mußte unsere süße Hoffnung,
Liebster, so zergehn? so jäh entschwinden?
Hütet' ich mich nicht, als wär' ich heilig?"

Und der Ewige, der auf Sternenbahnen,
über Wolken und in Stromestiefen,

in der Zeiten Abgrund, in des Raumes
Lichtmeer, in den Bäumen, Blumen,
Felsen, Menschenherzen, Tieren, Lüften
als der Gottheit Abgesandter lebte;
der beglückt-erstaunt durch seine Liebste
aus den Atherhöhen eingekehrt war
in der Frauen kleines Alltagsleben,
in des Hauses tägliche Geschäfte,
in den Zank und Klatsch der Nachbarinnen,
in die Sorge um Erwerb, Putz und Geschenke —
so das Leben siebenmal umfassend,
sprach, verbindend beide ewigen Welten,
die des Mannes und der Frau: „Du selber
warst zuerst erschreckt, als du erkanntest,
daß mein Kind du trugst. Die Nachbarinnen
würden tuscheln, deine Mutter würde
gram dir sein; die Brüder, Schwestern, Vettern,
alle würden Kränkung dir bereiten.
Du verschwurst es: hätt' ich nie empfangen!
Sieh, dein Wunsch sank ein in Leib und Seele
und erfüllt' sich schmerzvoll nun, da selig
dir der Zustand wurde, ohne Denken
Frucht zu tragen wie die Bäume, Blumen,
wie wir Dichter. Liebste, sieh, es ist so:
leben kann kein Mensch, des Mutter auch nur
einmal wollte, daß er nicht sei. Tödlich
trifft der harte Wunsch die zarte Seele,
und sie schwindet wieder von der Erde."

Weinend ging Gazelle weiter, schweigend
neben ihr Firdusi, der aufblickend

durch die Wipfel schon den Fuß auf Wolken
und Gestirne setzte. Doch sie hielt ihn,
sah ihn liebend, bittend an. Da sprach er
ferne wie aus Höhn: „Laß uns nicht trauern!
Nicht vergebens war dein Glück. Im Tiefsten
binden Mann und Weib sich durch Empfängnis.
Im Gebären löst sich Weib vom Manne.
Unsere Liebe ist währende Unvollendung,
währende Sehnsucht, währende Empfängnis;
unvergänglich kehrt sie nun zum Anfang."

Glücklich lächelt sie und küßt den Ewigen,
der ihr Kind jetzt ist, und weiß, er wandelt
jung durch um ihn alternde Geschlechter,
immer neuer Mütter Kind, der Ewige.

Gazelles Tod

Sterbend in den Kissen lag des Dichters
Liebste, lag Gazelle. Mühsam atmend
hob sich ihre Brust, an der Firdusis
Haupt geruht. In dunklen Höhlen glühten
ihre Augen über schneeigen Wangen,
voll von Liebe, die der Tod nicht auslöscht.

Wochen schon umsorgte sie der Ewige.
Ihre Blicke folgten seinem stillen
Walten ängstlich, bis er wiederkehrend
übers Haar ihr strich. Da griff sie flehend
und mit letzter Kraft nach seinen Händen,
hob sich an sein Ohr und sprach: „Du hast mir
einst verziehn. Ich hatte dich betrogen
in den frühen Zeiten unsrer Liebe,
als ich immer, wenn du fern warst, deiner
Liebe ungewiß ward und dich haßte.
Oh, verzeih noch einmal, nun ich sterbe!
Denn aus Liebe hab' ich dich betrogen,
weil ich Rache wollte für den Zweifel,
den du in mir ließest, mein Geliebter.
Oh, verzeih noch einmal, nun ich sterbe!
nun ich weiß, wie tief ich mich versündigt,
nun ich weiß, daß ewig deine Liebe!

Tilge meine Schuld! Aus Kraft der Seele
können die Begnadeten auslöschen,
was nicht sein soll. Und es ist versunken!"
Dunkel sah sie ihm ins Auge, voll Sehnsucht,
daß sein Wort sie tröste. „Du betrogst mich
niemals, Liebste!" sprach er, „ich betrog dich.
Ich bin einsam. Wenn du tot bist, bin ich
nicht einsamer, als ich war, wenn du mich
mit dem glühenden Arm umfingst, dem glühenden
Mund mich küßtest. Ich verschwieg aus Liebe,
daß ich einsam sei, und hinterging dich.
Deine Schuld verschwebte wie ein Schatten.
Meine Schuld geht mit mir bis ans Ende,
denn sie ist mein Wesen, meine Gnade.
Einsam werd' ich sein, noch wenn ich sterbe!
Du verzeih mir!" „Nein! nicht einsam!" sprach sie,
Glück im Blick, mit sterbend süßer Stimme:
„wer geliebt ward, wie ich dich geliebt, ist
nie mehr einsam, Guter, Ewiger, Liebster!"

Sie erhob sich selig in die Himmel,
und er weinte einsam auf der Erde.

Der Verbannte

Müd und grau von einem langen Leben,
fremd auf Erden, los von Haus und Heimat,
kam Firduſi, deſſen Zeit verſunken,
ein Verbannter, zu dem fernen Gaſtfreund,
kurze Raſt und kurzen Schutz zu ſuchen.

Beide Männer ſaßen ſtill im Garten,
bis der Gaſtfreund von Firduſis Schickſal
und dem Schickſal ſeines Vaterlandes
traurige Worte ſprach und ihm Vergeſſen
ſeines Kummers riet. Da rief Firduſi,
jung und voller Ewigkeit die Augen:
„Wie das Reich war, als ich noch dem König,
meinem Herrn, gedient, wie mächtig unter
dem Schwertzepter ſeiner Hand es wuchs —
unveränderbar in meiner Seele
bleibt es ſo. Ihr ſagt, es ſei zerfallen
unter meines Königs ſchwachem Sohne,
und die Feinde brachen ein — ich hör es,
es erregt den Grimm mir. Aber ſiehe,
wie vom Steinwurf eines Waſſers Spiegel
bricht und gleich ſich wieder gleicht zum Spiegel,
der das alte Bild der Ufer zeigt, ſo
kehrt auf dem zerſprungenen Spiegel meiner

Seele alles, wie es war, da vierzig
Jahr ich lebte und ein Menschenalter
in mich eingesaugt das Bild der Erde.

Um uns grünt der Garten so wie ehmals,
da ich als dein Gastfreund kam, nicht als Verbannter.
So wie damals glänzt uns Laub und Sonne.
Was fern hinter dieses Gartens dunklen Hecken
Wirres noch geschieht, löscht vor dem Eingang.
Nichts ist wirklich als der kleine Garten,
du und ich, der Wein, die Vogelstimmen.
Trink, schenk ein! Was kümmert uns das Neue!
Unsre Erde bleibt, wie sie geworden.
Trink, schenk ein! Wir brauchen kein Vergessen."

Nachspruch

Ward ein Buch zu Daſein, Welt –
und zuletzt, auf ſeiner letzten Seite,
ſchwindet die erfüllte Weite
in die Deckel, die die Hand noch hält,
endet es, wie Leben endet,
fern von Segen, fern von Fluch:
Blatt um Blatt zurückgewendet
iſt wieder Buch.

Inhaltsverzeichnis

Zueignung 1
Frühe Bilder und Gestalten 3
Die Ballade 5
Der Perser 7
Begegnung 9
Nordische Ballade 10
Muspilli 12
Hagen 13
Ferdinandea 15
Der kranke Ritter 17
Die Felsenbrücke 20
Der Ritter 22
Rokoko 23
Die Wünsche 25
Hohenklingen, Bilder und Gestalten 39
Die Burgen 41
Waldschmiede 43
Der Bischof 46
Spuk 48
Auftrag 52
Arme Madonna 54
Ritter 56
Der Träumer 63
Schloßbrand 65
Im Kloster 69
Der Alte 71
Die goldene Faust 73
Nachts 76
Sehnsucht 79
Klosterkampf 83

Stadt und Land 87
Reformation 89
Politik 91
Rüstung 93
Der Herold 96
Reifer Sommer 100
Die Schlacht 101
Die Flucht 103
Auszug 106
Frieden 108
Schloßbau 110
Begräbnis 112
Hochzeit 114
Königsmärchen 117
Das Schwert 119
Der Wächter 137
Die Träume des Turms 159
Der Blinde 187
König Kind 203
Die Balladen 207
Der Tod des Wü-Hang-Tsi 209
Der Haß des Giovanni Doria 214
Feuerzauber 216
Abt Mangold und der Reichenauer Fischer 218
Longwood 223
Der Drescher von Masuren 226
Firdusi 229
Der Traum 231
Der Brief 234
Das Ungeborene 236
Gazelles Tod 239
Der Verbannte 241
Nachspruch 243

Wilhelm von Scholz
Gesammelte Werke

Band 1

Der Spiegel

Erster Band der Gedichte

Geh. M. 7.—, geb. M. 10.—

Hans Franck in der Neuen Hamburger Zeitung: „Den Dichter, den Lyriker in seiner Fülle, den Gewordenen zeigt uns der ‚Spiegel'. Wer gewohnt ist, immer mit beiden Händen zu greifen, was er sein nennen will, wird bei Scholz oft nicht auf seine Rechnung kommen. Wohl aber wer stille ist und horchen kann. Der diese Verse schrieb, ist so ein großer, gottbegnadeter Horcher."

Vossische Zeitung: „Scholz ist es geglückt, unserer neuen Innerlichkeit das Wort zu lösen. Unserer Innerlichkeit, die verschlossen und glühend, die nüchtern und begeistert, die bodennah und zum Himmel steigend, die gebunden und frei, die sinnenfroh und geistig, die tragisch und jauchzend ist. So ist Scholz' Lyrik erfüllt von der erfahrungsreichen Schaffenslust eines, der mit beiden Füßen fest in dieser Welt des zwanzigsten Jahrhunderts steht und der doch trunken die goldenen Eimer aus der Vergangenheit an die Zukunft weitergibt, ist seine Lyrik vollgesogen von der Kraft einer abgeklärten Männlichkeit und einer sich überstürzenden Jugend.

Georg Müller Verlag München

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

177858 LG. Sz688

Author Scholz, Wilhelm von

Title Gesammelte Werke. Vol. 1-2. Gedichte

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU